Akad. Lesehalle
Heidelberg

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM REICHSKRIEGSMINISTERIUM

1. JAHRGANG
Nr. 6
BERLIN
22. JAN. 1937

EINZELPREIS
25 Rpf.
und Bestellgeld
ERSCHEINT
2 MAL MONATL.

In diesem Heft berichtet
Oberleutnant Raithel über die Rettungsaktion am Watzmann

Panzerabwehr-Kanonen

Aufnahme Heinz Erdmann

DASSEL

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0192

gefördert durch
Baden-Württemberg

ADMIRAL PAUL BEHNCKE †

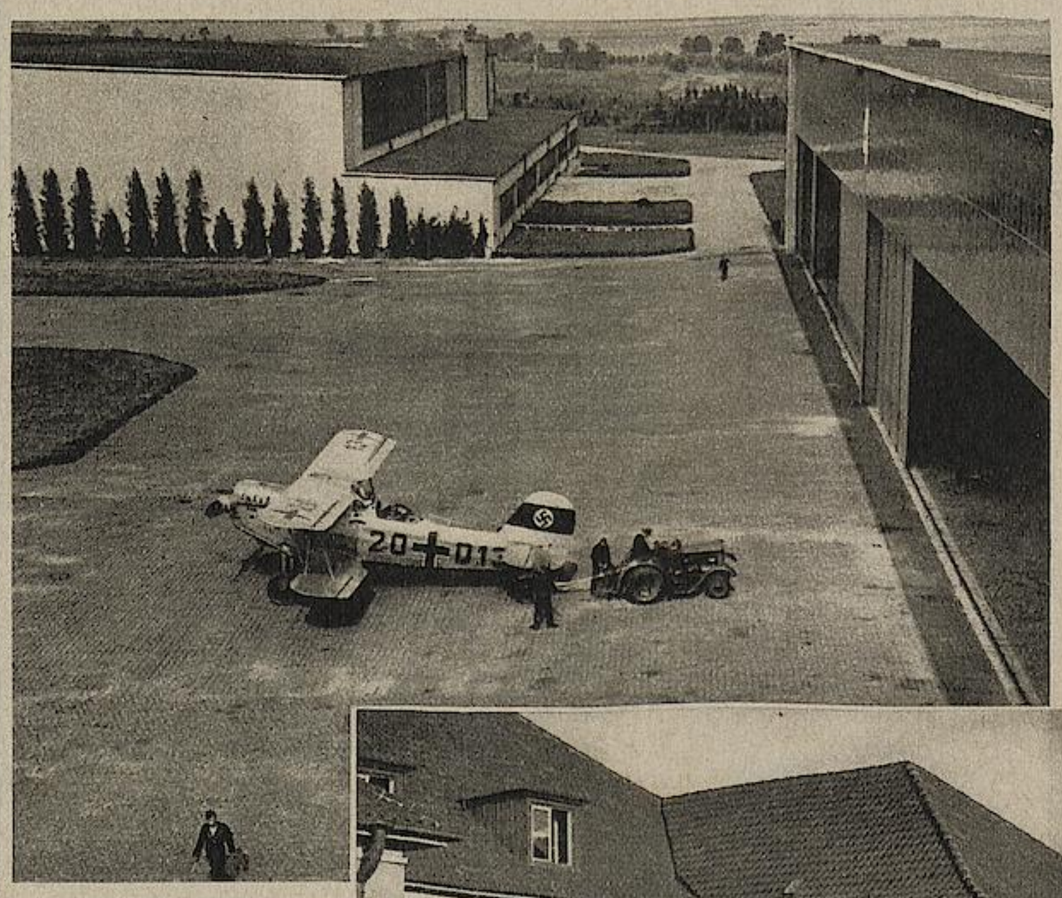
Dem Schöpfer der Reichswehr, Generaloberst von Seeckt, ist nach wenigen Tagen der Gründer und Organisator der deutschen Reichsmarine, der Admiral Paul Behncke, Ritter des Ordens pour le mérite, im 71. Lebensjahr am 4. Januar 1937 im Tode nachgefolgt.

Als im Herbst 1920 Admiral Behncke den Oberbefehl über die Reichsmarine übernahm, galt es aus den Trümmern der alten kaiserlichen Marine einen militärisch einwandfreien Verband aufzubauen. In vierjähriger zäher Arbeit gelang es Behncke, aus dem veralteten Material durch technische Vervollkommnung der Waffen und Geräte, durch Heranbildung einer nach modernen Grundsätzen erzogenen Mannschaft den Kern einer neuen Flotte zu schaffen.

Nach seinem Ausscheiden bereiste der Admiral südamerikanische und ostasiatische Länder, warb dort mit dem Einsatz seiner großen und aufrechten Persönlichkeit viele Freunde für das Reich und wurde zugleich zum besten Kenner und Förderer des Auslandsdeutschtums.

Das Gefühl tiefster Dankbarkeit und Verehrung, das das deutsche Volk und seine neue Kriegsmarine für diesen großen Toten hegt, brachte der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder in seinem Nachruf zum Ausdruck: „Vornehm im Denken, unbeirrbar im Erkennen und Zielsetzen, geradlinig und folgerichtig im Handeln, kühn im Wagen, steht der Mitarbeiter des Großadmirals von Tirpitz, der Führer des Spitzengeschwaders in der Skagerrakschlacht, der Seebefehlshaber bei der Eroberung der baltischen Inseln, der Mitschöpfer und Vorkämpfer der Reichsmarine, vor unseren Augen. In stolzer Trauer senkt die Kriegsmarine ihre Flagge an der Bahre dieses Führers der Marine, dieses ritterlichen Seemannes und vorbildlichen Soldaten."

Generaloberst Göring



Schüler der oberen Klassen der Berliner höheren Lehranstalten besuchten die Luftkriegsschule in Berlin-Gatow, wo der Offiziers-Nachwuchs für die Luftwaffe ausgebildet wird. Auf unserem Bild zeigen die Fahnenjunker-Unteroffiziere einen Parademarsch. (Bild unten)

*

Eine gelandete Maschine wird vom Bodenpersonal in die Halle zurückgeschleppt. (Bild links)

Aufnahmen: Scherl (1), Weltbild (2), Röhr (1)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0193
gefördert durch Baden-Württemberg

DAS „PARADIES DER REITER"

von Rittmeister v. RAUCHHAUPT
Schwadrons-Chef im Reiter-Regiment 1

Es gibt Namen, die weit über ihre ursprüngliche Bedeutung hinausgewachsen und zu Begriffen geworden sind. Ich erinnere mich, wie ich 1915 vor Sedan stand und zum ersten Male diese kleine unscheinbare Stadt sah, die einer ganzen Generation vor uns zum Symbol geworden war. So ist Trakehnen uns ostpreußischen Reitern unendlich viel mehr als ein Name. Binding hat sein „Paradies der Pferde" einem großen Kreise nähergebracht, dem die Freude an Wort und Bild im Vordergrund stehen mag. Uns ist's das Paradies der Reiter! Wer den mühsamen Aufbau von Pferdezucht und -sport in den ersten Jahren nach dem Kriege miterlebt hat, der wird sich noch gut des ehrfürchtigen Staunens entsinnen, wenn im Reich einmal ein „Trakehner" erschien. Bis man selber später Trakehnen kennenlernte und vor diesem gewaltigen Werk deutscher Aufbauarbeit und zähen Durchhaltens in den Zeiten schwerster wirtschaftlicher Not stand.

Es ist ein langer Weg, der das Trakehnen von heute hat entstehen lassen. „Seine Königliche Majestät in Preußen, Unser Allergnädigster Herr, machen dero würklichen Geheimen Etats Ministers dem v. Goerner, dem v. Lesgewang und dem v. Bredow hierdurch in Gnaden bekannt, wie daß sie resolviret haben, daß vom 1. ten May 1732 an, alle dero Preußische Gestütte nach Litthauen auf die Vorwerker Bajohrgallen, Gudinnen und Gurtzschen verlegt werden sollen, und befehlen dahero gedachten dero v. Goerner wie auch beiden Präsidenten, die Veranstaltung dieserwegen nachstehendermaßen zu machen". So beginnt der Gründungsbefehl König Friedrich Wilhelm I, gegeben im „Haubt Quatier" in Petersdorf den 11. July 1731. In den seitdem verflossenen 200 Jahren entstand dann das kraftvolle und stolze Gebäude der ostpreußischen Landespferdezucht, entstand und entwickelte sich der Typ des ostpreußischen Leistungspferdes und die vielseitige kunstvolle Organisation Trakehnens, so wie wir sie heute kennen.

Aus diesen 200 Jahren nur einige Daten: Trakas, litthauisch, bedeutet freier Platz im Walde zum Verbrennen von Holz, 1595 Trakischken, später Trakehnen. Die Anfänge der ostpr. Gestüte gehen zurück auf die Zeit der Ordensritter. 1748 in Trakehnen die Einteilung der noch heute bestehenden vier Herden: Rappen, Füchse, Braune, Buntfarbige. 1779 der erste Versuch, 10 Hengste zur Bedeckung bäuerlicher Stuten zu verwenden, damit der Anfang einer planmäßigen Landespferdezucht. 1786 erhält Trakehnen einen eigenen Leiter, der den Titel „Landstallmeister von Litthauen" führt: v. Brauchitsch. Er führt 1787

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0194
gefördert durch
Baden-Württemberg

Auf dem Anmarsch zur Parforce-Jagd

Bild links: „Füchse" auf der Rückkehr ins Gestüt

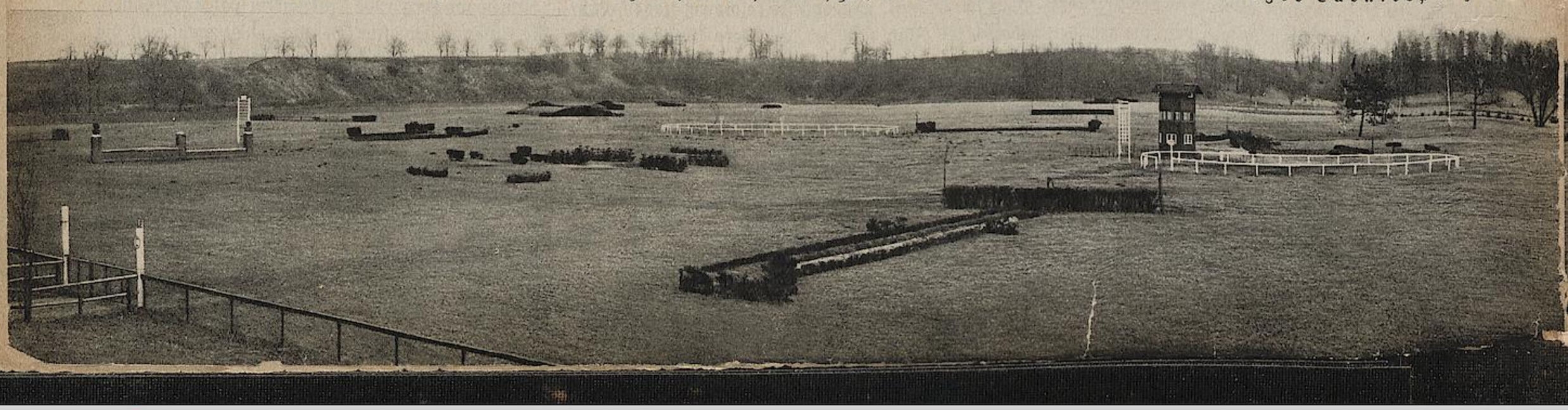
den Trakehner Brand ein. In seinem Nachfahren, dem jetzigen Kommandierenden General des 1. AK., General der Artillerie v. Brauchitsch, findet heute die ostpreußische Pferdezucht und der Reit-, Turnier- und Pferdesport des deutschen Ostens einen tatkräftigen und unermüdlichen Förderer. 1806, 1812/13 muß das Gestüt vor den Franzosen flüchten, so wie rund 100 Jahre später vor den Russen. 1821: es entstehen auf Anregung des Landstallmeisters v. Burgsdorf die ersten Remontedepots; er weist die Wege für eine planmäßige Zucht des preußischen Soldatenpferdes. 1870 erfolgt die Trennung der Landgestüte vom Hauptgestüt. Unter Landstallmeister Graf Sponeck (1912–22) gehen die schweren Erschütterungen des Weltkrieges und seiner Folgen über Trakehnen hinweg. Dem Grafen verdankt Trakehnen, verdankt die ostpreußische Zucht vor allem die Gründung des Jagdstalles und die Prüfungen der Dreijährigen. Damit ist der so ungeheuer wichtige Schritt getan von der Zucht zur Leistungsprüfung.

Spricht man von dem heutigen Trakehnen (14 000 Morgen unter dem Pflug, 6000 Morgen Wiesen, 4500 Morgen Weiden, 750 Morgen Wald, zusammen rund 25 000 Morgen) gerade unter dem Gesichtswinkel der Leistungsprüfung, so kann Insterburg mit seinem vorbildlichen Turnierplatz nicht unerwähnt bleiben. Hier im Osten sind Trakehnen und Insterburg schon fast zu einem Begriff geworden. Dieser Platz verdankt seine Entstehung der Bedeutung von Insterburg als Mittelpunkt des Hauptzuchtgebiets des ostpreußischen Warmblutpferdes Trakehner Abstammung. Da dies Zuchtgebiet nicht verlagert werden kann, bleibt Insterburg mit ihm der nie versiegende Jungbrunnen eines Hauptwirtschaftszweiges der ganzen Provinz. In dieser natürlichen Bestimmung liegt die Entwicklung und der Bestand des Platzes begründet. In unermüdlicher Arbeit hat hier Oberstleutnant a. D. Woelki eine großzügige pferdesportliche Anlage geschaffen, eine Kampfbahn, auf der die Weltgeltung des ostpreußischen Pferdes ausgetragen wird.

Es hieße den Sinn unserer ostpreußischen Zucht verkennen, wollten wir neben Zuchtstätte und Leistungsprüfung den dritten Begriff: das Soldatenpferd vergessen. Es würde den Rahmen, der diesem Bericht gesteckt wurde, weit überschreiten, wollte man ausführlich eingehen auf die ideale Dreiheit: ostpreußischer Reiter im Sattel des ostpreußischen Pferdes aus der Zucht des ostpreußischen Bauern. Wir Reiter von den ostpreußischen Truppenteilen wissen um diese Dreiheit, wenn wir mit unsern Schwadronen durch altes, urdeutsches Ostland reiten. Wir kennen die tiefe Verbundenheit des Ostpreußen zum heimatlichen Pferd, vom General bis zum einfachen Reiter, vom Herrn über viele tausend Morgen bis zum letzten Hofjungen. Jeder hat hierzulande irgendetwas mit der Pferdezucht zu tun. Ich denke an die rührende Gastlichkeit des bescheidensten Besitzers, wenn man im Manöver mitten in der Nacht mit der Truppe auf seinen Hof kommt und um Notquartier bittet. Ich denke an das brennende Interesse aller Dörfler, vom ältesten Altsitzer bis zum jüngsten Dreikäsehoch, wenn die Truppe an einem Ruhetag im Manöver irgendwo in einem Dorfe Pferdeappell abhält: diese Leute wissen unheimlich Bescheid mit Abstammung und Blutlinien, sie wittern geradezu, ob bei diesem oder jenem Pferde der „Perfectionist"- oder ein anderer Einschlag vorherrschend ist. Der Außenstehende wird dies nie begreifen. Wirklich, es ist bei diesen Menschen, wie es in unserm ostpreußischen Reiterlied heißt: „Sind der Heimat eingeschworen, sind dem Sattel schon geboren und auf ewig ihm geschenkt!"

Ich denke – und so schließt sich unser Ideenkreis wieder zurück zum alten Trakehnen – an die diesjährige Jagdsaison in Trakehnen, an weite Koppeln und federnden Galopp auf einem Dreijährigen oder einem älteren Einwohner des Jagdstalles, an das helle Geläut der vorbildlichen Trakehner Meute, an das nun seit vielen Jahren unveränderliche Bild des uns voraufreitenden Sattelmeisters Kiaulehn, des alten 12. Ulanen. Immer fand sich dank der gütigen Gastlichkeit des Herrn Landstallmeisters Dr. Ehlert eine Gelegenheit für Offiziere, mitzureiten. Schon im Juli beginnt hier die Jagdzeit. Der Jagdstall bestand im Jahre 1936 aus 6 volljährigen und 60 dreijährigen Pferden, die, für die Jagden in zwei Abteilungen geteilt, zusammen 53 Jagden hinter der aus 10 Koppeln bestehenden Meute gingen. Oft sah man den Kommandeur der 1. Kavallerie-Brigade, Generalmajor Volk, hier auf einem Dreijährigen im Felde, auch Generalleutnant Schroth, der Kommandeur der 1. Division, war oft unter uns Trakehner Jagdreitern. Ich habe fast in allen Provinzen unseres deutschen Vaterlandes hinter den Hunden geritten und mich im Sprung über die Mähne meines Jagdpferdes gebeugt: dem Glück der Trakehner Jagden mit ihren unendlichen Koppeln, mit Reitdamm und Judenbach, mit Hauptgraben und Milchbudenzaun – alles Namen, die dem Trakehner Jagdreiter Begriffe sind – kommt nichts gleich!

Aufnahmen: Schirner, Berlin (3), Schmidt, Insterburg (1), Erlat, Insterburg (1)



Gesamtansicht des Insterburger Turnierplatzes

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0195

gefördert durch
Baden-Württemberg

Wehrstand-Nährstand

Wehrstand — Nährstand, zwei heute viel genannte Begriffe, die eine viel unmittelbarere Verbindung und einen viel engeren Zusammenhang haben als das gewöhnlich gesehen wird.

Nach sechzehnjähriger Knebelung ist die Wehrfreiheit des deutschen Volkes wiederhergestellt, und seitdem vollzieht sich ein Aufbau der Wehrhaftigkeit und der Verteidigungsfähigkeit, der heute das Leben, die Selbstbehauptung und die Freiheit der Nation sichert. Deutschland ist nach dem Bismarckwort nicht mehr teilungsreif, weil es nicht mehr ohne Verteidigungswaffen ist. Der Bestand und die Zukunft des Volkes, seine ganze Zukunft auf den Lebensebenen der Politik, der Wirtschaft und der Kultur gestalten sich unter dem Schutz einer wiedererstarkten Wehrmacht, die ihre Kräfte aus dem Volk schöpft. Die Wehrkraft eines Volkes ist nicht in erster Linie zu messen an der technischen Vollkommenheit der Waffe und des Gerätes, sie wird zunächst gewogen mit den Gewichten der Gesundheit des Volkes und der Bevölkerungszahl, der körperlichen und geistigen Tüchtigkeit der Wehrfähigen, ihrer äußeren und inneren Widerstandskraft und Einsatzbereitschaft, also der Lebenskraft eines Volkes. Die modernste Waffe verliert ihren Sinn, wenn ein Volk der Schrumpfung und Überalterung, dem Verfall ausgesetzt ist.

Überwindung der Entartung und Hebung der Volksgesundheit werden heute in Deutschland betrieben durch Beachtung aller Voraussetzungen der Erb- und Rassenlehre, durch Förderung des Kinderreichtums erbgesunder Familien und des Familiengedankens überhaupt. Die Geburtenziffer ist seitdem von 14,7 je Tausend der Bevölkerung im Jahre 1933 auf 18 im Jahre 1934 und 18,9 im Jahre 1935 gestiegen. Es ist nicht verfehlt, daraus zu schließen, daß die Bevölkerungspolitik sich damit auf der richtigen Linie befindet. In den nächsten Jahren wird sich zwar der Ausfall der Kriegsjahrgänge bemerkbar machen, doch wird es dann nach den neueren Untersuchungen eine Erholung geben. In keinem Verhältnis wird aber eine solche Zunahme zu der Bevölkerungsbewegung der östlichen und asiatischen Völker stehen.

Ihren Ausgang hat von jeher die völkische Erneuerungswelle vom Lande her, von der Landwirtschaft und dem Nährstand her genommen, der die Quelle der Lebenskraft immer wieder zum Fließen bringt. Die über Jahrtausende vererbten erneuernden Kräfte der Scholle haben schon immer das Schicksal eines Volkes bestimmt. Das Land hat bisher dem Volk und dem Staat den Bestand erhalten, Verstädterung bedeutet Schrumpfung des Volkes. 1871 lebten in Deutschland nur fünf Prozent der Gesamtbevölkerung in den Großstädten, 1910 schon fast 22 Prozent und 1933 sogar mehr als 30 Prozent. Die Entwicklung des Geburtenstandes bewegt sich seitdem in diametral entgegengesetzter Richtung. Die Großstädte hatten in den vergangenen Jahren einen erheblichen Geburtenunterschuß, Berlin mehr als 50 Prozent, die kleineren Städte immer noch mehr als 30 Prozent. Lediglich das Land hat einen Geburtenüberschuß zu verzeichnen, der sich auf etwa 14 Prozent stellte. Die volksbiologische Unterbilanz des deutschen Volkes ist also bedingt durch die geringe Fruchtbarkeit der städtischen Bevölkerung. Weder die Großstädte noch die kleineren Städte sind mit ihrer Geburtenhäufigkeit in die Lage versetzt, ihren Bevölkerungsstand zu halten. Wenn während des letzten Jahrzehnts das Geburtendefizit bei den Mittel- und Kleinstädten rund ein Drittel und im Durchschnitt der deutschen Großstädte, in denen mehr als 20 Millionen des deutschen Volkes wohnen, sogar rund drei Fünftel betragen hat, so ist das ein Mahnmal für die sinkende Volks- und Lebenskraft gewesen, das dringend eine Umkehr auf diesem Wege forderte.

Die Städte leben und wachsen von dem Blutstrom, den ihnen das Land zufließen läßt. Die Lebenskraft und die Wehrkraft des Volkes wären nach der Jahrhundertwende noch viel mehr geschwunden, wenn nicht die ländliche Blutquelle für die Wiedererneuerung gesorgt hätte.

Die Strukturänderungen in der deutschen Wirtschaft um die Jahrhundertwende haben wohl die Bedeutung des Nährstandes für Volk und Wirtschaft vorübergehend in den Hintergrund drängen können, seine Bedeutung für die völkische Lebenskraft und die Wehrkraft sind aber immer bestehen geblieben. Kein Stand hat im Verhältnis zu seiner Größe soviel Wehrfähige zur Verfügung stellen können wie der Nährstand. Schon immer hat der Nährstand in militärischer Hinsicht die höchste Tauglichkeitsziffer zu verzeichnen gehabt. Bereits nach dem Dreißigjährigen Krieg haben die brandenburgischen Fürsten und preußischen Könige zum Ausgleich der großen Bevölkerungsverluste und zur Stärkung der Volkskraft stammverwandte Angehörige des landwirtschaftlichen Standes in ihre Länder geholt und mit der Stärkung der Landwirtschaft die Grundlage für Preußens und Deutschlands Stellung in der Geschichte geschaffen. Es hatte schon seinen Grund, daß Arndt den Bauern als den ersten Sohn des Volkes bezeichnete, und Bismarcks Urteil über den Nährstand und die Wehrkraft lautete: „Der Bauer ist der Kern unserer Armee, der auch in Not und Drang aushält, denn er ist mit dem Lande verwachsen und hat schon aus Selbsterhaltungstrieb ein Interesse an der Erhaltung".

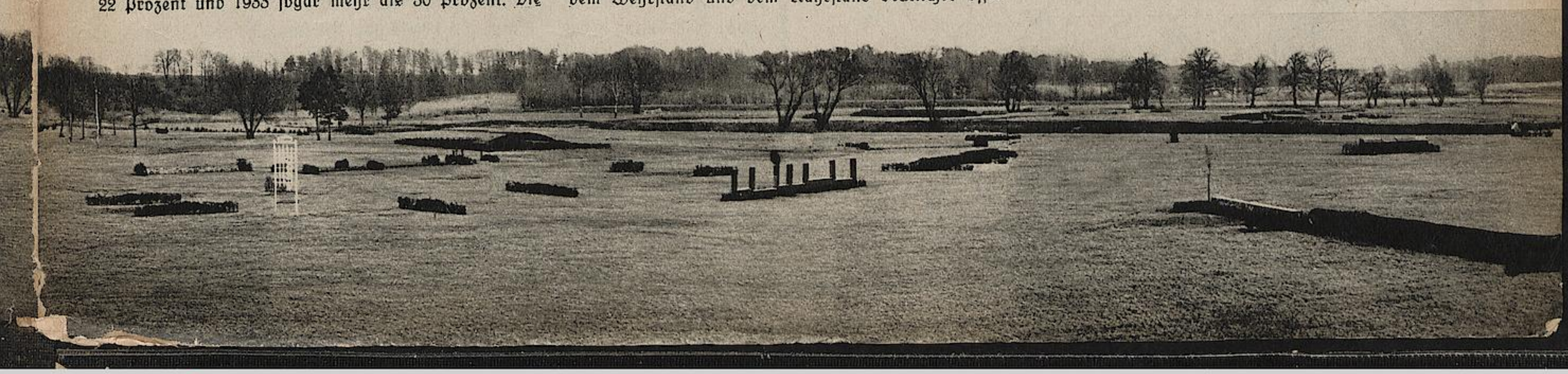
Nichts hat aber mehr die Zusammenhänge zwischen dem Wehrstand und dem Nährstand deutlicher offenbart — was früher so oft übersehen worden ist — als der Weltkrieg, dessen Verlauf es erwiesen hat, daß ohne einen wirtschaftlich gesunden und leistungsfähigen Nährstand kein Krieg geführt werden kann. Heute ist man sich mehr denn je darüber im klaren, daß es in der deutschen Geschichte keinen 9. November mehr geben darf, an dem, wie im Jahre 1918, der Feldmarschall Hunger den Sieg über ein standhaftes und wehrhaftes Volk davontrug. Heute ist wieder das Moltkewort zu Ehren gekommen, nach dem ein Krieg schon verloren ist, ehe noch der erste Kanonenschuß losgegangen ist, wenn die Landwirtschaft nicht stark und leistungsfähig bleibt.

Heute fühlt auch die Landwirtschaft wieder festen Boden unter den Füßen. Der existenzvernichtende Druck, der von absinkenden und unzureichenden Einkünften, von zunehmender Überschuldung und von valutarisch begünstigtem Wettbewerb des Auslandes seinen Ausgang nahm, ist gewichen. Der Nährstand ist heute wieder die Grundlage der Nation und der Lebensquell des Volkes, der Landmann ist wieder fest mit seiner Scholle verwurzelt.

Im Rahmen des Vierjahresplanes, der wirtschaftlich die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands von ausländischen Rohstoffen zu sichern hat und damit die politische Freiheit Deutschlands gewährleisten soll, sind dem Nährstand große Aufgaben zugewiesen. Deutschland soll sich auf dem durch das Diktat von Versailles verstümmelten und eingeengten Lebensraum weitgehend selbst erhalten. Seitdem das wirtschaftliche Denken in Deutschland auf den eigenen Lebensraum gerichtet ist, gilt es, Volk und Raum so aufeinander abzustimmen, daß in diesem engen Lebensraum eine nach dem Bedarf ausgerichtete Volkswirtschaft gebildet werden kann. Weitgehende Sicherung der Ernährung des Volkes und möglichst umfassende Eigenversorgung mit landwirtschaftlich erzeugten Rohstoffen sind für den Nährstand Aufgabe und Ziel. Die in den nächsten Tagen beginnende „Grüne Woche Berlin 1937" wird einen Gesamtüberblick über die bisherigen Leistungen und die zukünftige Richtung der Nährstandsarbeit geben. Alles was zum Nährstand gehört, wird vertreten sein, alle Gebiete, von den großen Linien der Agrarpolitik bis zur Kleintierhaltung werden in natürlichem und plastischem Anschauungsmaterial dargestellt werden. Die Grüne Woche wird ein Bild von der harten Arbeit des Nährstandes und von der Bedeutung der Landwirtschaft für Volk und Wehr bieten.

Wehrstand und Nährstand, zwei Grundpfeiler der Lebensbrücke von Volk und Staat, die in ihrer Wiedererstarkung sicherer Hort der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands sind!

H. Menzner



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0196
gefördert durch Baden-Württemberg

OBERST v. XYLANDER:

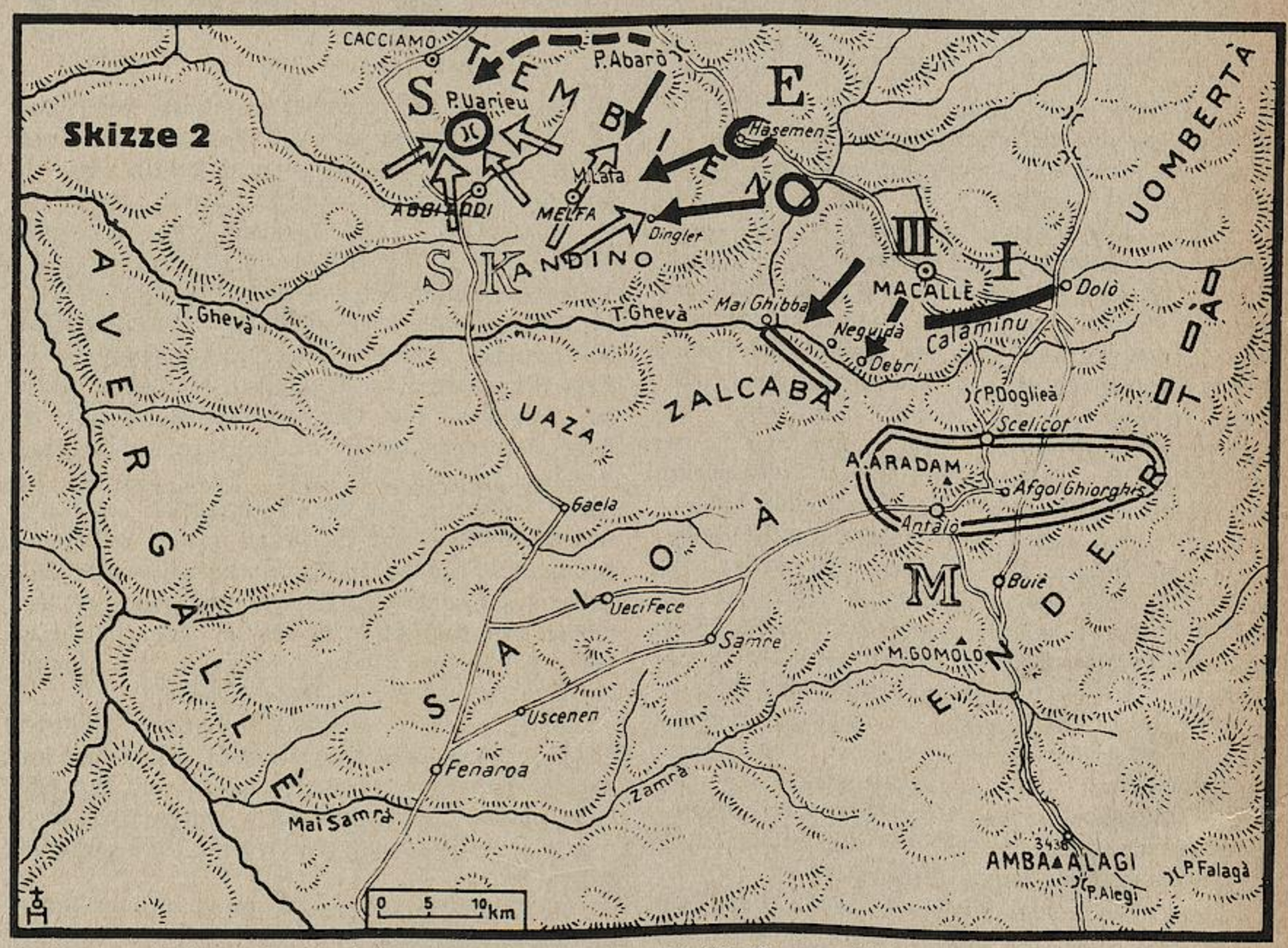
DIE Entscheidungsschlachten IN ABESSINIEN

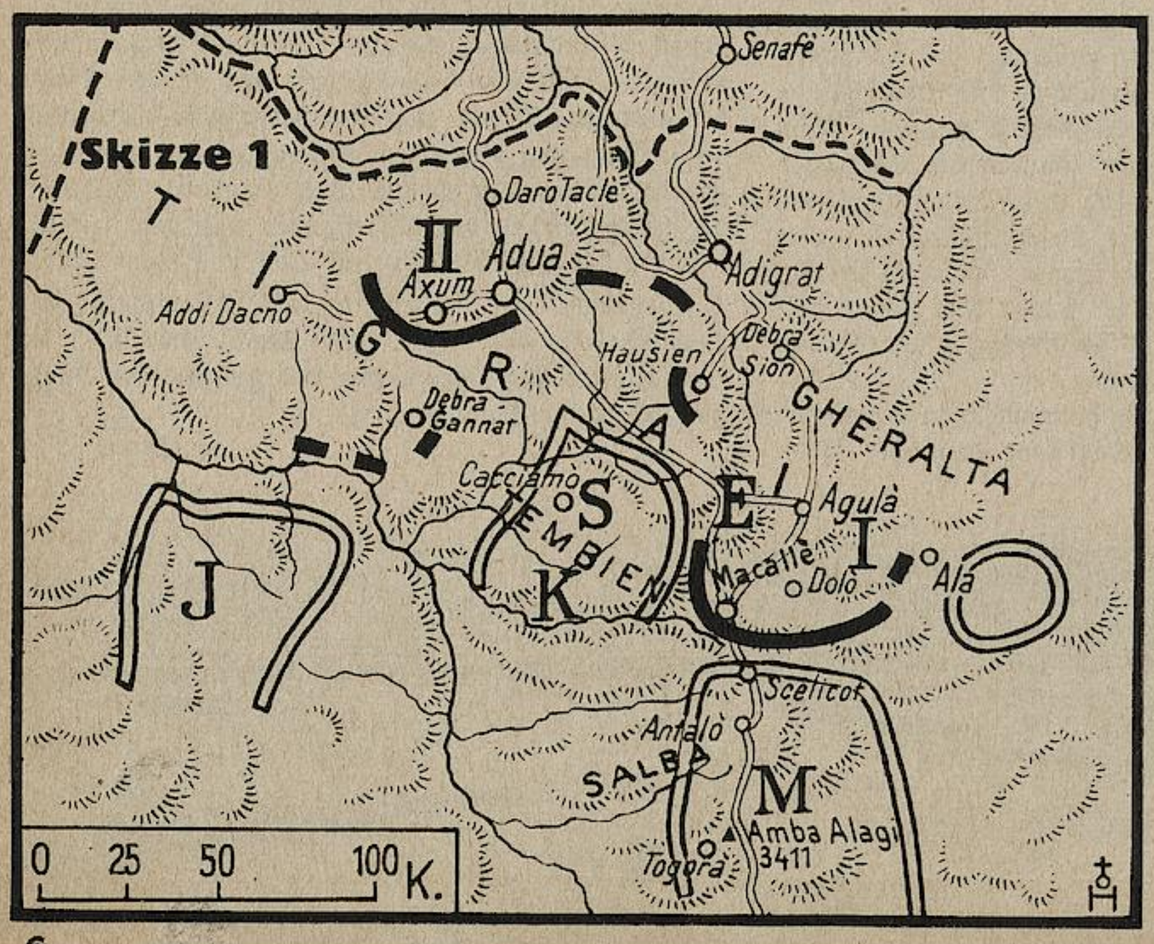
In diesen Tagen jährt es sich, daß im Abessinischen Feldzug die Entscheidung durch eine Reihe von Schlachten fiel, die in dieser Ausdehnung in einem Kolonialkrieg noch nie vorgekommen waren und die größte Kampfhandlung seit Abschluß des Weltkrieges darstellen. Da kürzlich beide italienische Oberbefehlshaber in diesem Kriege, die Marschälle de Bono und Badoglio, ihre Erinnerungen veröffentlicht haben, ist es heute möglich, den Zusammenhang der Ereignisse vom Standpunkt der obersten italienischen Führung aus vollkommener als bisher zu erfassen.

Ihr Operationsplan hat sich bereits bei den Vorarbeiten zu dem Feldzug darauf gegründet, daß die Abessinier, einen Vorsprung beim Aufmarsch besitzend, angreifen würden. Dieser Angriff sollte zunächst in vorbereiteter Stellung abgewehrt werden, dann wollten die Italiener zum Gegenangriff übergehen. Sollte der Feind aber seinerseits mit der Offensive zögern, so war beabsichtigt, nach vollendetem Aufmarsch und Ausbau des Aufmarschraumes die Initiative zu ergreifen. Ein vernichtender Schlag mit zusammengehaltener Kraft gegen die Masse der Abessinier war in jedem Falle geplant.

Diese Absicht hatte durch die Einleitung des Feldzuges eine Abänderung erfahren, die militärisch für die Italiener keineswegs günstig war. Im Hinblick auf die politische Lage hatte Mussolini, nachdem der erste Einmarsch in Feindesland vom 3. Oktober 1935 ab angetreten worden war, weil der erwartete abessinische Angriff unterblieb, gefordert, daß anfangs November von dem ersten erreichten nahen Zwischenziel aus bis zu dem über 100 Kilometer von der eritreischen Grenze entfernten Macalle vorgestoßen werden sollte. Das Ergebnis dieses Befehles war, daß, wie es Skizze 1 zeigt, ein spitzer Keil, weit in Feindesland vorgetrieben, der Umfassung ausgesetzt war, die in der Gegend von Macalle versammelten, etwa die Hälfte der Feldarmee betragenden italienischen Streitkräfte ohne ausgebaute rückwärtige Verbindungen in der Luft hingen und mangels geregelten Nachschubs von der Hand in den Mund leben mußten. Denn der Ausbau der durch schwieriges Gelände führenden Straßen von Norden her dauerte viele Wochen. Querverbindungen herzustellen blieb vorerst überhaupt ein frommer Wunsch. Mit dieser Lage sich abzufinden war Marschall Badoglio genötigt, als er am Ende November den Oberbefehl übernahm. In drei Gruppen stand vor ihm der Feind: Den an den Tacazze-Fluß vorgeschobenen schwachen Sicherungen des mit der Masse bei Axum zurückgehaltenen 2. AK. gegenüber befand sich Ras Imru mit etwa 40 000 Mann in der außerordentlich durchschnittenen Hochgebirgslandschaft Tembien, westlich von Macalle hatten die beiden Ras Kassa und Seyum ca. 40 000 Mann versammelt, die feindliche Hauptmasse aber unter Ras Mulugeta, auf 80 000 Mann geschätzt, war von Süden nahe an die Macallefront herangerückt, während hinter ihr weitere Verstärkungen, bei denen sich auch der Negus aufhielt, tiefgestaffelt standen. Gegen Mitte und Ende Dezember 1935 war die hierdurch entstehende Gefahr besonders deutlich geworden, als Ras Imru den Tacazze überschritt, die italienischen Vorposten in für sie sehr verlustreichem Gefecht zurückwarf, als Badoglio sich genötigt sah, den rechten Flügel ganz bis Axum zurückzubiegen und nördlich von ihm keine Kräfte mehr zur Verfügung hatte, um die hier dem Feind ganz offenstehende eritreische Grenze zu sichern. Auch im Tembien hatte etwa zur gleichen Zeit ein abessinischer Vorstoß die schwache italienische Mitte zurückgedrückt. Da der Feind jedoch nicht weiter angriff, war es dem italienischen Führer möglich, bis Mitte Januar neben dem Ausbau seiner Verbindungen und des Nachschubs die Truppen durch neue Verstärkungen umzugliedern, den rechten Flügel auf eritreischem Gebiet nördlich des Mareb zu verlängern, indem die Bildung eines 4. AK. bei Debri Mariam begonnen wurde, in der Gegend von Axum die befestigten Stellungen des 2. AK. auszubauen, in der weiten Lücke zwischen Axum und Macalle das eritreische AK. zu beweglichen Verteidigungen bereitzustellen und die Hauptmasse (3. und 1. AK., mit einer Armeeartillerie von 9 Abteilungen) in der gleichfalls befestigten Front südlich Macalle allmählich angriffsfertig zu machen.

Immerhin stand der italienische Führer noch in Abhängigkeit vom Feinde. Erst als dieser ihm den Gefallen tat, Mitte Januar 1936 weitere Kräfte nach





UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0197
gefördert durch
Baden-Württemberg

Tembien nachzuschieben und damit einen bevorstehenden Angriff gegen die schwache Stelle der italienischen Front anzukündigen, wurde Badoglio von dem lähmenden Gefühl befreit, seine Maßnahmen nach denen des Feindes richten zu müssen. Badoglios Entschluß, nicht stehenden Fußes den Feind zu erwarten, sondern den vorgehenden anzugreifen, führte

Zeichen-Erklärungen:

schwarz – Italiener
weiss – Abessinier

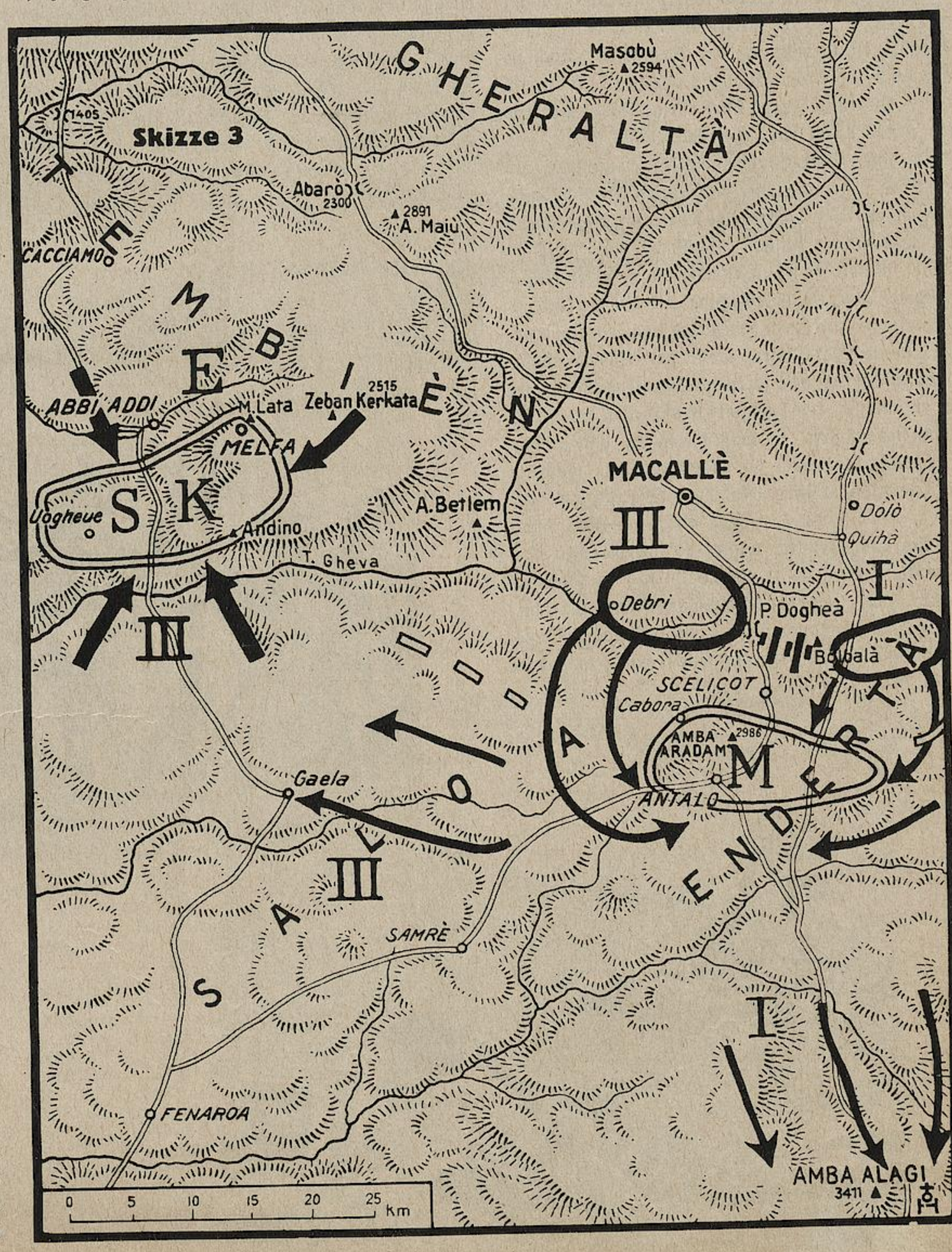
I II III } I, II, III, IV und
IV E } eritreisches Armeekorps

S - General Somma
N - Negus M - Ras Mulugeta
SK - die Ras Seyum u. Kassa
J - Ras Immru

zur ersten Schlacht im Tembien (19. bis 23. Januar – Skizze 2). Zunächst ließ hierbei der Marschall das 3. AK. südlich Macalle vorschwenken, um die Verbindung zwischen Mulugeta und dem Tembien zu unterbrechen. Dann sollte das eritr. AK. in die Ostflanke der im Tembien nach Norden vordrängenden Abessinier vorstoßen, während im Westen die Besatzung des Uarieu-Passes durch Demonstration den Feind auf sich ziehen und an der entscheidenden Stelle dadurch schwächen sollte. Das Ablenken der Abessinier gelang nur zu gut! Zumal die Schwarzhemden des Generals Somma am Uarieu-Paß unvorsichtig vordrangen, warf sich der Abessinier mit aller Kraft auf diesen nun aufs äußerste gefährdeten Posten. Das eritr. AK. aber nützte seine ersten guten Erfolge nicht sofort aus und verlor kostbare Zeit. Wir wissen jetzt, daß Badoglio nicht nur sofort Truppen zum Schutz der rückwärtigen Verbindungen von Macalle aus absandte, sondern am 22. Januar durch seinen Stab die Anordnungen für einen Rückzug seiner Hauptgruppe bearbeiten ließ, ein Entschluß, dessen Tragweite die Tatsache zeigt, daß dabei 70000 Mann, 14000 Pferde, 300 Geschütze mit Munition für 2 bis 3, Verpflegung für 6 Tage auf eine einzige Straße hätten eingefädelt werden müssen. Glücklicherweise für die Italiener kam es nicht so weit, die auf Umwegen entsandte Hilfe des eritr. AK. traf gerade noch rechtzeitig vor dem Uarieu-Paß ein, um die sich tapfer wehrenden Schwarzhemden zu befreien. Ras Kassa gab den Angriff auf. Wenn er auch nicht weit zurückging, so hatte er doch viel schwerere Verluste erlitten als die Italiener, und vor allem hatte sich gezeigt, daß die Abessinier zwar tapfere und rücksichtslos angreifende Soldaten waren, ihre Führung aber vollkommen versagte und eine gegenseitige Unterstützung der einzelnen Gruppen, sei es infolge Eifersucht ihrer Führer, sei es infolge mangelhafter operativer Auffassung, unterblieben war.

Marschall Badoglio durfte also hoffen, einzeln mit den feindlichen Gruppen abrechnen zu können. Er wollte aber trotzdem in einer einheitlichen Entscheidung den Feind vernichten. Da aber dieser jetzt noch überall dicht vor der Front stand, war es wichtig, um Operationsfreiheit zu einem entscheidenden Schlage zu erhalten, zunächst an einer Stelle die Abessinier zurückzuwerfen. Das sollte gegenüber ihrer Hauptmacht geschehen, die südlich von Macalle auf der ganz beherrschenden Stellung des Amba-Aradam, eines für die Gegend charakteristischen Tafelberges von 8 Kilometer Breite und 3 Kilometer Tiefe, ihren Schwerpunkt in der Landschaft Enderta besaß. Es war eine vollkommen planmäßig vorbereitete Angriffsschlacht, die nach Bereitstellung aller Hilfsmittel für Front und Nachschub Badoglio zwischen dem 10. und 15. Februar schlug (Schlacht in der Enderta, Skizze 3). Er beabsichtigte, durch doppelte Umfassung den Feind zu vernichten, im übrigen durch Entwicklung starker Artillerie dessen Widerstandskraft zu brechen, den Vormarsch methodisch so zu führen, daß durch Besetzung und Befestigung der erreichten Zwischenziele die abessinischen Massengegenangriffe, deren Gefahr man im Tembien kennengelernt hatte, eingedämmt werden könnten. Die Schlacht sollte mehrere Tage fortgesetzt werden, um die geringe Munition des Feindes zu verbrauchen und ihn, der kurzen, kräftigen, aber nicht langdauernden Kampfhandlungen gewachsen schien, auch seelisch zu brechen. Die sorgfältig vorbereitete Schlachtanlage führte dem passiv bleibenden Gegner gegenüber zu vollem Erfolge. Dadurch, daß der linke italienische Flügel (1. AK.) zuerst vorbrach, wurde Mulugetas Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, so daß den abessinischen Führer das spätere Antreten des 3. AK. überraschte. Die von Mulugeta angesetzten Gegenangriffe in der Mitte brachen zusammen. Die beiden italienischen Flügel schwenkten vor, und als am letzten Schlachttage Artillerie und Flieger Massenfeuer auf das etwa 2900 Meter hohe Plateau legten und in der Front der Anstieg der Schwarzhemden über die Felsabstürze begann, erteilte der abessinische Führer den Rückzugsbefehl. Nur noch geringe Teile seiner Kräfte wurden durch die italienischen Flügel abgeschnitten. Die Verfolgung aber glaubte Badoglio den Fliegern überlassen zu können. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß ihm der gewaltige Erfolg der Schlacht, die die Italiener nur 850 Tote und Verwundete, die Abessinier dagegen 20000 kostete, erst viel später klar wurde.

Er erwartete vielmehr, die geschlagene Armee etwa 40 Kilometer weiter südlich in einer neuen Stellung, dem starken Querriegel, der sich beiderseits an die fast 3000 Meter hohe Felsspitze des Amba-Alagi anschloß, zu finden. Und nun gab der Marschall zwischen dem 18. und 25. Februar seinen Truppen die eingehenden Weisungen für die große Entscheidungsschlacht, die auf einer Front von 250 Kilometer Breite die drei Feindgruppen gleichzeitig ab Ende Februar vernichten sollte. Bei deren anhaltenden Trennung (die mitgelesenen Funksprüche der Abessinier unterrichteten Badoglio vollkommen

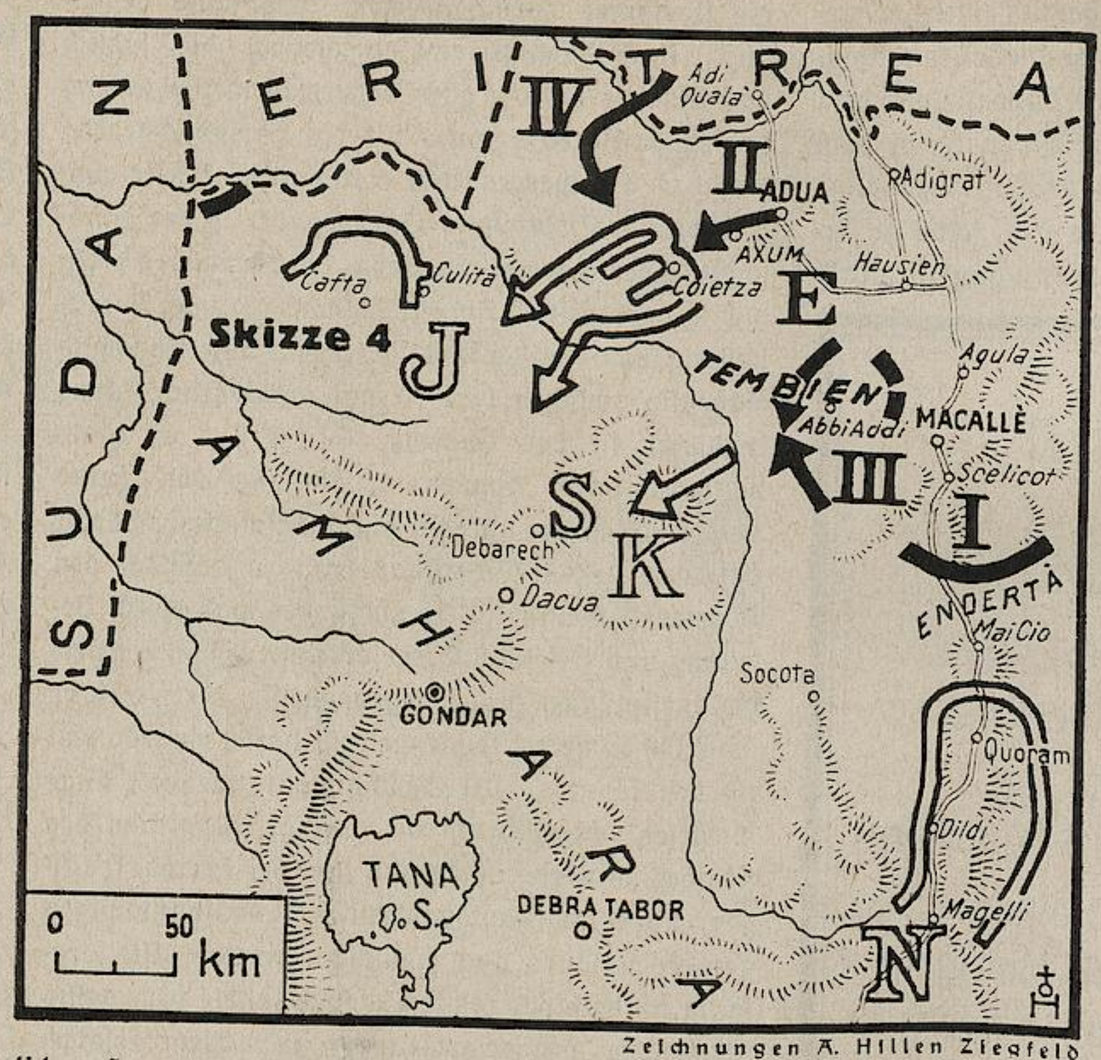


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0198
gefördert durch
Baden-Württemberg

darüber) mußten drei Einzelhandlungen entstehen. Am linken italienischen Flügel kam es überhaupt nicht zur Schlacht, da das in breiter Front zur Umfassung des Amba-Alagi vorgehende 1. AK. keinen Feind mehr vor sich fand und kampflos die Stellung besetzte. In der Mitte war die „2. Schlacht im Tembien" zur völligen Einkreisung der unentschlossen in dieser Landschaft stehengebliebenen Truppen der Ras Kassa und Seyum angelegt. Kühn und marschtechnisch schwierig war dabei der Ansatz des 3. AK. gleich nach der Schlacht in der Enderta zu einer ersten Rechtsschwenkung nach Westen, um Tembien von Süden her abzuschließen. Aus dieser neuen Front sollte sich dann eine zweite Rechtsschwenkung ergeben, so daß das nunmehr mit völlig gewendeter Front nach Norden angreifende Armeekorps dem von Norden kommenden eritr. AK. im Rücken des Feindes die Hand reichte, während dieser durch andere Truppen am Ausbrechen nach Osten verhindert wurde. Ganz gelang diese Absicht nicht, da in sehr schwierigem Felsgelände dem sich verzweifelt wehrenden Feinde gegenüber die beiden „Zangenenden" nur langsam vorkamen. Die beiden Ras vermochten mit Teilen ihrer Streitkräfte auf schwierigen Pfaden nach Westen über den Tacazze sich in das auf über 4000 Meter Höhe erhebende Hochgebirge durchzuschlagen.

Auch am rechten Flügel führte die „Schlacht in Schiré" (Sciré-Skizze 4) nicht zu der geplanten völligen Vernichtung des Ras Imru. Auch sie war sehr kühn von Badoglio angelegt. Während das 2. AK., von Axum über Selaclaca vorgehend, den Feind durch Angriff fesseln sollte, hatte das 4. AK. einen Umgehungsmarsch durchzuführen, um von Norden her in Flanke und Rücken des Ras Imru zu kommen. Diese mehrtägige Operation führte durch ein vollkommen wüstes, ja teilweise unerforschtes Gebiet, in dem nach Aufzehrung der wenigen mitgeführten Vorräte Verpflegung und Wasser für das Armeekorps nur durch Flugzeuge nachgebracht werden konnte. Ras Imru, wohl der einzige abessinische Führer, der Feldherrneigenschaften zeigte, hatte sich entschlossen, seine gesamte Kraft gegen das 2. AK. zusammenzufassen. Er griff dieses an, und in den ersten Märztagen war die Lage des 2. AK. zeitweise nicht leicht. Die ihm befohlenen Angriffsziele vermochte es nicht zu erreichen, aber auch Ras Imru sah sich genötigt, den Kampf abzubrechen, da das Herankommen das 4. AK. bald fühlbar werden mußte. Auch er trat den Rückzug über den Tacazze an.

In diesen Schlachten war zwar das Hochziel, das sich die italienische Führung gestellt hatte, die feindlichen Heere „zu vernichten", nicht erreicht worden. Aber dennoch war bis zum 3. März tatsächlich die Entscheidung des Krieges in Abessinien gefallen. Die einzige noch im Felde stehende, vom Negus selbst befehligte Armee sollte zwar erst zwischen 31. März und 3. April endgültig geschlagen werden. Dieses Ergebnis war jedoch vorauszusehen, seitdem durch die vorhergegangenen Kämpfe sich das Kräfteverhältnis zuungunsten der Abessinier völlig verschoben hatte. Gewiß haben die Italiener mit allen modernen Kriegsmitteln einen nur mäßig ausgerüsteten Feind zu Boden gezwungen. Aber die Art und Weise, wie ihr starkes Heer in einem keinerlei Hilfsmittel bietenden Kriegsschauplatz bei ungünstigen klimatischen Verhältnissen in einem ganz unwegsamen und durch die Höhenlage schwere körperliche Anforderungen stellenden Hochgebirgsland an den Feind geführt worden ist, stellt eine gewaltige organisatorische und Führungsleistung dar. So sind diese Kämpfe nicht nur, weil sie räumlich und hinsichtlich der angesetzten Streiterzahl an die Verhältnisse des großen Krieges heranreichen, für uns von Interesse, sondern auch ganz besonders deshalb, weil wir auf Seite der Sieger jene Erfordernisse erfüllt finden, die bei jeder kriegerischen Handlung die Grundlage bilden müssen: den Willen zum Erfolge, den rücksichtslosen Einsatz und die Hingabe einer Truppe, die hohen Anforderungen gerecht wurde. Der Krieg wurde zu einem Vernichtungskampf, weil er in kurzen, kräftigen Schlägen den feindlichen Willen brach. Das ist das hohe und zugleich auch humanste Ziel jedes Kampfes.



Zeichnungen A. Hillen Ziegfeld

Askari-Bataillon des 1. Armeekorps beim Vormarsch

Abessinisches Fliegerabwehr-Maschinengewehr

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0199
gefördert durch Baden-Württemberg

Der Führer des Rettungskommandos des Geb.-Jäg.-Regt. 100 berichtet für „Die Wehrmacht“:

DIE GEBIRGSJÄGER AM WATZMANN

von Oberleutnant RAITHEL

Wer schon mit Ruderboot oder Motorschiff über den Königssee nach St. Bartholomä fuhr, der kennt die Wand, deren Anblick sich kurz vor dem Anlegen am Schiffssteg auftut. Mit 2000 Meter Höhe besitzt die Ostwand des Watzmanns den Ruhm, die gewaltigste Felswand der Ostalpen zu sein. Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde sie durch den weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannten Berchtesgadener Führer Kederbacher erstmals durchstiegen, im milden Winter 1931 gelang Reichenhaller Bergsteigern in zweieinhalb Tagen und Nächten die erste Winterdurchsteigung. Und nun ist diese Riesenwand, deren Begehung kurz nach Beendigung des Krieges noch als eine der größten bergsteigerischen Unternehmen der Alpen galt, längst eine Modetour geworden. Ihre technischen Schwierigkeiten sind nach neuzeitlichem Maßstab nicht mehr übermäßig, und doch forderte sie in jährlich wachsender Zahl — im Sommer 1936 allein sieben — ihre Opfer. Schwierig ist die Orientierung in der von breiten Bändern durchzogenen mächtigen Wandflucht, Steinschlag und Lawinen bedrohen den Weg. Zwischen acht und sechzehn Stunden schwanken die Gehzeiten vom Einstieg bis zum Ausstieg am Gipfel und fordern Ausdauer und Zähigkeit. Und wenn das Wetter, das beim Aufbruch vor Tagesgrauen schön und beständig schien, sich ändert, wenn niedergehende Gewitter die Schluchten und Rinnen lebendig machen, wenn einfallender Nebel dem Kenner der Wand die Orientierung erschwert, dem Nichtkenner unmöglich macht, dann können nur hohe Bergerfahrung und Glück die Fahrt durch die Ostwand zu einem guten Ende bringen. So ist die Wand im Sommer, im Winter sind ihre Schwierigkeiten kaum zu ermessen.

Das wußten die Leute in St. Bartholomä. Aber trotz ihrer Warnungen ließen sich die Vettern Frey nicht abhalten, am Neujahrsmorgen in die Wand einzusteigen. Von Bartholomä aus wurde ihr langsames Vorwärtsdringen beobachtet. Nach ihrer dritten Biwacht in der Wand schlug das Wetter um, Hilfe schien erforderlich. Am 4. Januar kam eine durch die deutsche Bergwacht in München zusammengestellte Bergungsmannschaft, bestehend aus Mitgliedern der deutschen Himalaya- und Münchener Kaukasus-Expeditionen, nach Berchtesgaden. Unter Führung des Leiters der dortigen alpinen Rettungsstelle, Aschauer, der die Watzmann-Ostwand auf allen möglichen Routen bereits über 60 mal beging und als bester Kenner der Wand zu gelten hat, stieg die Mannschaft, der noch drei ausgesuchte Bergsteiger des Gebirgs-Jägerregiments beigegeben waren, am Nachmittag zur Wimbachgrieshütte auf, mit der Absicht, am nächsten Morgen auf dem gewöhnlichen Wege über das Schönfeld die Watzmann-Südspitze, wo der Durchstieg durch die Ostwand mündet, zu gewinnen und von oben her den Verstiegenen Hilfe zu bringen. Infolge günstiger Schneeverhältnisse auf dieser Seite des Berges erreichten die Bergwachtleute am 5. Januar überraschend früh den Gipfel der Südspitze und konnten die beiden Kletterer auch nach längerem Suchen sichten. Die Verbindung mit ihnen herzustellen, gelang nicht. Die folgende Nacht, in der die Rettungsmannschaft am Gipfel biwakierte, brachte schlechtes Wetter und heftigen Sturm. Vergebliche Bemühungen am nächsten Morgen, die beiden Frey zu finden, veranlaßte schließlich die Mannschaft, gegen Mittag, den Abstieg anzutreten in der Meinung, die vergangene Sturmnacht — es war die fünfte der beiden Kletterer — hätte jede Hilfeleistung bereits überflüssig gemacht.

Da konnten die beiden Frey neuerdings von Bartholomä aus gesichtet werden, wie sie nunmehr in stark verlangsamtem Tempo, aber immer ungebrochenen Mutes, den Weiterweg zu ertrotzen suchten. Erst im Tal erfuhr die Bergungsmannschaft die tatsächliche Lage.

Der am Obersalzberg weilende Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht hatte an dem ganzen Geschehen lebhaften Anteil genommen. Bei der Rücksprache des Expeditionsleiters mit dem Haus Berghof meldete Aschauer, daß Entsetzung der Verstiegenen nur noch unter Einsatz bedeutender Verstärkungen an Gerät und Kräften möglich sei. Auf Befehl des Führers wurde am Frühnachmittag des 7. Januar das Geb.-Jäg.-Regt. 100 mit der Hilfeleistung beauftragt.

Um 18 Uhr war die aus allen Kompanien des Standortes ausgesuchte Mannschaft von 45 Mann abmarschiert und mit dem notwendigen Gerät, darunter allein 900 Meter Seil, ausgestattet. Eine Funklinie des Regiments war schon zu Mittag an Ort und Stelle gebracht worden. Im Kraftwagenmarsch rückte die Hilfsabteilung unter Führung von Oberleutnant Raithel über Berchtesgaden zur Wimbachbrücke, dem Talort des Weges zur Wimbachgrieshütte und zur Watzmann-Südspitze. Gegen 19 Uhr traf die Kolonne dort ein. Durch den hier anwesenden Münchener Bergwachtführer Siebenwurst und durch den Verbindungsoffizier der Wehrmacht, Hauptmann Soltmann, wurde Oberlt. Raithel über den Plan des neuen Vorstoßes in die Ostwand unterrichtet. Demnach sollte die Jägerabteilung mit dem gesamten an der Wimbachklamm

Fortsetzung auf Seite 24

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0200
gefördert durch Baden-Württemberg

Zum 225. Geburtstage am 24. Januar

Friedrich der Große in Gefahr

König Friedrich der Große hat nie Bedenken getragen, in der Schlacht sein Leben rücksichtslos jeder Gefahr auszusetzen. Deshalb sah der einfache Mann auch mit Bewunderung zu ihm auf, und so kam es, daß der König schließlich alles von seinen Leuten verlangen konnte und diese ihm auch willig folgten.

Schon in seinem ersten Feldzuge, den er unter dem Prinzen Eugen von Savoyen mitmachte, erhielt Friedrich seine Feuertaufe. Er war während der Belagerung von Philippsburg im Jahre 1734 mit mehreren Offizieren des prinzlichen Stabes ausgeritten, um die Befestigungen der Festung zu erkunden. Bald wurde die Reiterschar von der feindlichen Artillerie erkannt und unter Feuer genommen. Die Kanonenkugeln schlugen dicht in ihrer Nähe ein, so daß mehrere Bäume eines kleinen Gehölzes, durch das sie gerade kamen, gefällt wurden und krachend zu Boden stürzten. Doch der Kronprinz ließ sich nichts anmerken, er hatte die Zügel fest in der Faust und nicht das mindeste in seinen Zügen verriet eine innerliche Bewegung. Er setzte sein Gespräch mit den Offizieren seiner Begleitung ruhig fort, als ob ihn die ganze Sache nichts angehe. Allgemein bewunderte man seine Haltung, und auch der Prinz Eugen konnte, als sein Vater, der Soldatenkönig, zum Besuch im Feldlager eintraf, dem Kronprinzen nur das günstigste Zeugnis ausstellen.

Nach der Schlacht bey Torgau faellt eine Kugel aus den Kleidern des Königs

Friedrich II. in der Schlacht bey Kunersdorf

Gleich zu Beginn des 1. Schlesischen Krieges geriet der König, noch ehe eine größere Kampfhandlung stattgefunden hatte, in Gefahr, bei Baumgarten von den Österreichern ausgehoben zu werden. Als er am 27. Februar 1741 die bei Silberberg und Wartha vorgeschobenen Feldwachen revidieren wollte, verlegten ihm die Österreicher bei seiner Rückkehr den Weg. Österreichische Husaren stürzten sich überraschend auf ihn, doch gelingt es der halben Schwadron Gens d'armes, die er bei sich hatte, ihn zu schützen und die feindlichen Husaren mit blutigen Köpfen wieder zurückzuschicken.

In schwere Bedrängnis geriet der junge König sechs Wochen später in der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741. Überraschend hatte die österreichische Kavallerie des linken Flügels unter General v. Römer durch einen geschickten Flankenangriff die Schlacht eröffnet und die Schulenburg-Grenadiere zu Pferde, in deren Nähe sich der König befand, vollkommen über den Haufen geworfen. Auch gelang es den österreichischen Reitern, zwischen die beiden Treffen einzudringen, und in einem wilden Knäuel wälzte sich sowohl die österreichische als auch die preußische Reiterei die ganze Front der preußischen Schlachtordnung entlang, König Friedrich und sein Hauptquartier mit sich fortreißend. Der König mußte den Degen ziehen und sich, da er während des Handgemenges von den Offizieren seiner Umgebung getrennt war, selbst seiner Haut wehren. Mit Mühe und Not fand er schließlich Aufnahme beim äußersten Bataillon des 1. Treffens auf dem linken Flügel. Der Legende nach soll einer der Begleiter des Königs – es werden der Major v. Chasot und der Oberjäger Joachim Schenck vom reitenden Feldjägerkorps genannt – dem österreichischen Offizier, der mit seinen Leuten in wildem Kampfeseifer hart in die Nähe Friedrichs gekommen war, auf seinen Ruf „Wo ist der König?" mit „Hier!" geantwortet und dadurch den Gegner auf sich gezogen haben, wodurch Friedrich Zeit fand, sich bei dem genannten Infanterie-Bataillon in Sicherheit zu bringen.

Bekanntlich hatte Friedrich auf die Bitten des GFM. v. Schwerin das Schlachtfeld verlassen, da dieser ihm einredete, die Schlacht stände schlecht und vielleicht müsse man sogar mit einer Kapitulation des preußischen Heeres rechnen. Schwerin empfahl dem König, von Ohlau und Strehlen die dort stehenden Truppen heranzuholen, um vielleicht hierdurch der Schlacht noch eine andere Wendung zu geben. Als sich aber Friedrich, von nur wenigen Herren seiner

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0201
gefördert durch Baden-Württemberg

Umgebung begleitet, – daß man den König nicht so allein reiten lassen dürfe, fiel dem Erbprinzen von Dessau erst eine halbe Stunde später ein, weshalb er ihm eine Schwadron Gens d'armes nachsandte, – den Toren Oppelns näherte, wurde er mit Schüssen empfangen. Husaren stürzten ihm entgegen, machten auf ihn Jagd, und nur der Schnelligkeit seines Pferdes hatte er seine Rettung zu verdanken, während mehrere Herren seiner Begleitung in die Hände der Österreicher fielen.

Bei Kolin am 18. Juni 1757, als alles schon flüchtete, versuchte Friedrich noch einmal die weichenden Linien zum Stehen zu bringen. Er befand sich gerade beim Regiment Anhalt in der vordersten Feuerlinie. Willig kamen auch einige Tambours seinem Befehle, Appell zu schlagen, nach. Als er eine Anzahl von Leuten wieder beisammen hatte, führte er den gesammelten Trupp von neuem gegen den Feind. Doch feindliche Kugeln schlagen vernichtend in die kleine Schar, und von panischem Schrecken gepackt, flieht alles entsetzt. Der König reitet allein weiter gegen die verderbenspeienden Höhen, nur begleitet von seinem Flügeladjutanten, dem Major Grant. Schließlich fragt ihn dieser: „Wollen Ihre Majestät die Batterie allein stürmen?" Das bringt den König wieder zur Besinnung. Er hält sein Pferd an und betrachtet noch einmal das Unglücksfeld der verlorenen Schlacht. Dann reitet er zurück. Die dichtauf folgenden ungarischen Husaren können nur mit Mühe von den Offizieren seiner Umgebung, die ihn eine Zeitlang im Pulverdampf aus den Augen verloren hatten, in Schach gehalten werden.

Am Morgen vor der Schlacht von Leuthen (5. Dezember 1757) rief er einen Husaren-Offizier zu sich heran und sagte: „Ich werde mich heute bei der Bataille mehr aussetzen als sonst. Er soll sich 50 Mann nehmen, um mir als Deckung zu dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleib ich, so bedeckt Er den Körper mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind – der wird geschlagen." Eine Gefahr für Friedrich, als er am Abend der Schlacht im Schlosse zu Lissa auf verwundete österreichische Offiziere stieß, bestand jedoch nicht, denn das Schloß war von den Österreichern als Feldlazarett eingerichtet worden und die Ortschaft hatten die den König begleitenden Grenadier-Bataillone bereits im Straßenkampf genommen.

Bei Zorndorf (25. August 1758) stellte sich bekanntlich Friedrich an die Spitze des Füsilier-Bataillons v. Bülow und nahm dem Gefreiten-Korporal die Fahne aus der Hand, damit das Regiment den wankenden Linien seines linken Flügels einen neuen Halt bieten könne. Der englische Gesandte Mitchell hat uns diesen Vorgang berichtet, ebenso erzählt er, daß der König am Tage nach der Schlacht fast durch einen

Neben Friedrich schlägt beym Rekognoszieren der Belagerungsarbeiten von Schweidniz eine Kugel ein

Husar! wo geht dieser Weg hin?

Kartätschenschuß getötet worden wäre, der „wie ein Hagelschauer um ihn herniederprasselte".

Auch in der Schlacht bei Hochkirch (14. Oktober 1758) befindet sich der König stets in der vordersten Feuerlinie. Adolf v. Menzel hat ihn uns so in einem seiner schönsten Gemälde dargestellt. Bei Kunersdorf (12. August 1759) versuchte er, als die Schlacht sich zu seinen Ungunsten wandte, immer wieder die zusammengeschmolzenen Bataillone vorzuführen. Er ergriff, wie der Musketier Dominikus berichtet, eine Fahne vom Regiment des Prinzen Heinrich: „Kinder, verlaßt mich nicht!" und „Wer ein braver Soldat ist, folgt mir!" waren seine Worte gewesen. „Wer noch Patronen hatte, ging getrost", kann nur der brave Dominikus bestätigen. Eine matte Kugel zerschlug ihm die Dose in seiner Tasche, eine andere zerriß seinen Rock, zwei Adjutanten waren an seiner Seite schwer verwundet worden, auch zwei Pferde hatte er während der Schlacht verloren. Daß es schließlich dem Rittmeister v. Prittwitz von den Zieten-Husaren gelang, den König vor der Gefangenschaft zu schützen und in Sicherheit zu bringen, ist ja allgemein bekannt.

In eine mehr als gefährliche Lage geriet der König am 7. Juli 1760 auf einem der Märsche, die zur Schlacht von Liegnitz (15. August 1760) führten. Er befand sich in der Nähe von Göda bei der leichten Kavallerie seiner Avantgarde. Unvermutet stieß diese auf die gesamte Reiterei der Österreicher, die sich sofort auf die preußischen Vorhutschwadronen stürzte. Der König wurde bei dem sich entspinnenden Handgemenge, ähnlich wie bei Mollwitz, von den Seinen getrennt und geriet in höchste Gefahr. Denn zwei sächsisch-polnische Ulanen preschten heran und wollten ihn auf die Lanze nehmen. Der Leibpage brüllte die Ulanen auf polnisch an: „Kerls, was wollt Ihr?" Die braven Kaczmareks ließen sich ins Bockshorn jagen und entschuldigten sich damit, die Pferde wären ihnen durchgegangen. Dann wandten sich die Ulanen und sprengten eiligst davon, als ob sie fürchteten, der Herr, der sie so angefahren hätte, würde sie wegen ihres Benehmens noch ihrem Rittmeister melden.

Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte dem König bei Torgau (4. Nov. 1760) eine feindliche Kugel den Soldatentod gebracht. Als der Sturm seiner Grenadiere abgeschlagen war, hielt er auf einer kleinen Anhöhe dicht am Saume des Waldes, dem Dorfe Süptitz gegenüber, gewissermaßen allein. Nur sein Flügeladjutant befand sich an seiner linken Seite, acht bis zehn Schritte hinter ihm der Major v. Berenhorst. Dieser erzählt: „Meine Blicke waren eben anderwärts gerichtet, als Graf Anhalt mir in der größten Angst zurief: Berenhorst!" Ich blickte in die Höhe und sah den König, der den Zügel fallen ließ und zurücksank. Ich kam schnell genug hinzu, um ihn vor dem Sturze zu bewahren. Graf Anhalt konnte wegen seines verstümmelten Armes nichts dazu tun. Der Reitknecht und die Pagen sprangen von den Pferden und liefen herbei. Einer der beiden letzteren wurde zu den Füßen des Königs schwer verwundet, in dem nämlichen Augenblicke auch des Königs und mein Pferd; denn wir waren ganz nahe an der vorrückenden Linie des Feindes. Wir mußten darauf bedacht sein, uns ohne den mindesten Aufschub zu retten. Der Reitknecht zog die Pferde in den Wald, ich hielt den König in meinen Armen, und so brachten wir ihn ohnmächtig zurück. Eine Kugel, die ihn auf der Brust getroffen, hatte ihn des Atems beraubt; am anderen Morgen fand man sie in seinem Hemde; sie war zuerst durch einen mit Pelz gefütterten Mantel, dann durch den Überrock, Leibrock und Weste, die zugeknöpft, gedrungen. Ohne diese Bollwerke hätte sie ihn ohne Zweifel getötet, da sie aus so großer Nähe abgeschossen worden war. Nach fünf bis sechs Minuten kam der König wieder zu sich. „Sehen Sie nach, ob ich blute", sagte er zu mir. Ich knöpfte ihn auf und fand nichts. „Auf mein Leben kommt es mir heut am wenigsten an", fuhr er fort; „lassen Sie uns unsere Pflicht tun. Wehe denen, die sie nicht tun!"

Stiche aus der Staatsbibliothek, Berlin — Dr. Martin Lezius

Friedrich II. läßt sich bey der Belagerung vor Schweidniz die Ader äfnen – eine Bombe verjagt den Feldscheer

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0202
gefördert durch Baden-Württemberg

WINTERARBEIT
an der
HEERESSPORTSCHULE
WÜNSDORF

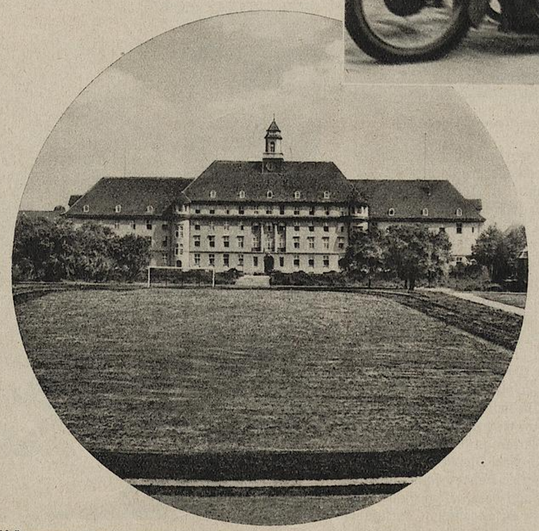
VON HEERESSPORTLEHRER HUGO MURERO

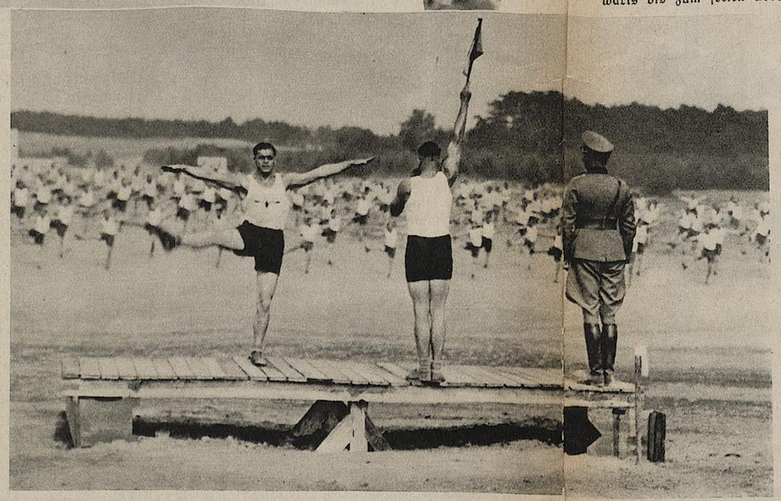
Zur Zeit des großen Völkerringens 1914/18 wurde mit Weitblick die jetzige Heeressportschule in Wünsdorf gebaut. Als Nachfolgerin der alten Militär-Turnanstalt zu Berlin, die in Vorkriegszeiten grundlegend für die gesamte Körpererziehung in der Armee war, hat nun die Heeressportschule die gleichen Aufgaben in der Wehrmacht und da besonders im Heer zu erfüllen.

Wenn auch der Name „Wünsdorf" für die Wehrmacht und jeden anderen, der sich nur etwas mit Leibesübungen und Sport beschäftigt, ein Begriff ist, so wissen doch die wenigsten, wo Wünsdorf liegt und was es für den, der an der Heeressportschule tätig sein kann, bedeutet.

Was die Natur in der Mark Brandenburg schaffen konnte, das weist Wünsdorf auf. Herrliche, durch die vielen Wälder bedingte Luft, abwechslungsreiches, hügeliges Gelände, das zu einem Wald- und Geländelauf einladet, mehrere Seen, die zu jeder Jahreszeit ihren Zweck erfüllen, im Sommer zum Baden, im Winter zum Eissport. Natürlich gibt es Sand und Heide, aber zu dieser Gegend gehört es nun einmal, und ein Lauf durch die herbstliche Heide ist eines der schönsten Wünsdorfer Erlebnisse.

Weise Voraussicht hat in dieses reizvolle Fleckchen Erde die Heeressportschule hineingebaut, 42 Kilometer südlich Berlins an der Bahnstrecke Berlin—Dresden. Diese Entfernung ist gerade gut, um eine zu große Ablenkung durch die Großstadt auszuschalten und gibt auf der anderen Seite jedem die Möglichkeit, die Reichshauptstadt mit ihren vielseitigen Ereignissen kennenzulernen.





Blick vom vorderen Stadion auf das Hauptgebäude der Heeressportschule
Bild Mitte: Wie zünftige Artisten! Bild rechts: Übungen im Freien auch im Winter!

Daß in einer Sportschule, deren Lage so günstig ist, jede Arbeit, und sei sie noch so schwer und anstrengend, viel Freude macht, ist wohl selbstverständlich. Es hat wohl auch keinen der vielen tausend Schüler, Offizier oder Unteroffizier gegeben, der ein Kommando an die Heeressportschule nicht als das Schönste seines Lebens bezeichnete und gerne an die Wochen zurückdachte, in denen er alle für die Truppe nötigen Gebiete der Leibesübungen kennenlernte.

Damit ist schon die Aufgabe der Heeressportschule bezeichnet: Lehrer für die Truppe auf den Gebieten der Leibesübungen zu schaffen, die besonders geeignet sind, die militärische Waffen- und Charakterausbildung auf das beste zu unterstützen, die aber auch Erholung, Entspannung und Freude geben sollen.

Wie sieht nun diese Lehrerausbildung im Winter aus? Im Gegensatz zur Truppe, die aus verschiedenen Gründen, die hier nicht näher erörtert zu werden brauchen, anders arbeiten muß, bleibt sich der Lehrplan mit wenigen durch die Witterungsverhältnisse bedingten Ausnahmen im Sommer und Winter gleich.

Nicht umsonst hat die Heeressportschule neben einem ganz modernen Sommerbad auch ein Hallenbad, die vier Turnhallen können bei schlechtem Wetter jederzeit den Übungsbetrieb, der sich sonst auf den beiden Stadien abwickelt, in ihrem Innern aufnehmen. Und wenn ein Handballspiel oder ein Lauf bei schlechtem Wetter stattfindet, so hat das bestimmt noch keinem Soldaten geschadet. Oder gibt es für einen gesunden jungen Menschen etwas Schöneres, als in Wind und Wetter sich einmal richtig auszutoben? Noch dazu, wenn die Möglichkeit besteht, hinterher durch eine heiße Brause alle Lebensgeister wieder aufzufrischen? Die Heeressportschule ist aber noch weiter; der Wert einer Sauna, eines finnischen Bades, ist hier längst erkannt und hilft die Schüler leistungsfähig erhalten.

Wenn ein Laie sich den Lehrstoff ansehen würde, der bei den verhältnismäßig kurzen Kursen verarbeitet werden muß, so würde er doch staunen, daß so etwas möglich ist. Langjährige Erfahrungen haben dazu geführt, daß dem Schüler, gleich, aus welchem Teil unseres Vaterlandes er kommt, wirklich nur das mitgegeben wird, was er für die Sportausbildung der Truppe unbedingt können muß.

Der Stundenplan, der täglich außer Mittwoch und Sonnabend sechs Stunden praktischen Unterricht vorsieht, wird durch Vorträge fachwissenschaftlichen und medizinischen Inhalts ergänzt, zu denen noch Vorlesungen über das den Schülern am nächsten liegende Gebiet kommen, wie: Sportvorschrift, Praxis in der Truppe, Gerätekunde usw.

Über Einseitigkeit können sich die Schüler nicht beklagen, denn in den praktischen Stunden werden mit der nötigen Abwechslung und Steigerung der Ansprüche fünf Gebiete durchgenommen: Körperschulung (das heißt Gymnastik ohne und mit Gerät, Boden- und Hindernisturnen), Leichtathletik, Schwimmen, Boxen und Spiele.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, den Ablauf der einzelnen Stunden auf jedem Gebiet zu schildern, es genügt eine Zusammenfassung der verschiedenen Sportzweige, um ein Bild über die Arbeit an der Heeressportschule zu geben.

Das erste, was ein neuer Schüler in den Gymnastikstunden kennenlernt, sind leichte, einfache Spiele. Lockerung, Freude am Spiel und an der Bewegung im neuen Kameradenkreis geben die Grundlage zu weiterem Aufbau. Mit großer Begeisterung ist alles dabei, ganz gleich, welches Spiel es ist, ob nun Staffeln, Laufspiele, Kampf im Kreis, Ziehspiele, Völkerball oder Ball über die Schnur gespielt wird.

Lockerung, Dehnung und Kräftigung sind die Aufgaben der weiteren Gymnastik mit und ohne Gerät, wobei neben Kugel und Rundgewicht der Medizinball eine große Rolle spielt. Nebenbei: Die Wiege des Medizinballes stand in der Heeressportschule, heute ist er ein unentbehrliches Gerät der Leibesübungen geworden.

Ein- und beidarmiges Reißen und Stoßen ergänzen die Kräftigungsarbeit, ohne daß dabei besonderer Wert auf hohes Gewicht gelegt wird.

Mut, Willenskraft und Geschick erziehen die verschiedenen Übungen des Bodenturnens, des Turnens am Gerät und des Hindernisturnens. Von der Rolle vorwärts bis zum freien Überschlag bekommt der Schüler alle Übungen des Bodenturnens mit, wobei besonderer Wert auf richtige Hilfestellung gelegt wird. Das gleiche gilt bei den verschiedenen Übungen am Nieder- und Hochreck, am verschieden hoch gestellten Barren und Pferd. Es kommt dabei nicht auf besonders gute Haltung an, wichtiger ist das Überwinden eines Hindernisses in jeder Form.

Sprossenwandübungen, Klettern und Hangeln bringen in den Übungsbetrieb weitere Abwechslung.

Lauf, Sprung und Wurf, die Grundlagen der Leichtathletik, sind für den Schüler, der doch in erster Linie Soldat ist, außerordentlich wichtig. Organkraft, Schnelligkeit, Energie und Ausdauer erhält er nach der vorbereitenden Laufschule durch Starts, Kurz- und Langstreckenlauf und durch den zweimal in der Woche stattfindenden Geländelauf. Orientierungsläufe geben dem Schüler die Möglichkeit, sein Können im Kartenlesen, Zurechtfinden im Gelände usw. zu erweitern. Auch die Staffel findet einen Platz im Übungsbetrieb der Leichtathletik, soll sie doch dem Schüler auch hier den Begriff der Kameradschaft geben.

Wenn im Winter das Laufen auf der Bahn etwas eingeschränkt werden muß, so können aber die Wurf- und Sprungübungen zum großen Teil in der Halle genau wie im Freien durchgeführt werden.

Hoch- und Weitsprung vom einfachsten bis zum technisch schwierigen Sprung geben dem Schüler die Unterlage und Sicherheit, im Gefechtsdienst Geländeschwierigkeiten zu überwinden. Der sportlich vorgebildete Soldat wird viel leichter in der Lage sein, einen Graben oder eine Hecke in voller Ausrüstung zu überspringen als der, dem jedes Gefühl für einen richtigen Sprung fehlt.

DKW
mehr als ein kleiner Wagen

Vorbildliche Schönheit der langgestreckten Außenform vereinigt sich mit überragenden Fahreigenschaften.

Tiefe Schwerpunktlage, Frontantrieb, Freilauf und Schwebeachse geben unvergleichliche Fahrsicherheit.

Fortschrittliche Bauweise schafft die Geräumigkeit eines großen Wagens.

Ausgereifte Konstruktion und vollendete Schönheit: die Merkmale der

DKW EIN ERZEUGNIS DER AUTO UNION

Meisterklasse

AB RM. 2350.— AB WERK

D 1355/111

Anspruchsvolle und Raucher bevorzugen **BIOX-ULTRA** die schäumende Sauerstoff-**ZAHNPASTA** sie ist mild und erfrischend ohne faden Kreidegeschmack

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0203

gefördert durch Baden-Württemberg

Genau so ist es mit dem sportlich durchgeführten Handgranatenwurf, der neben Kugel- und Steinstoßen und dem sehr wertvollen Gewichtwerfen an der Heeressportschule gelehrt wird.

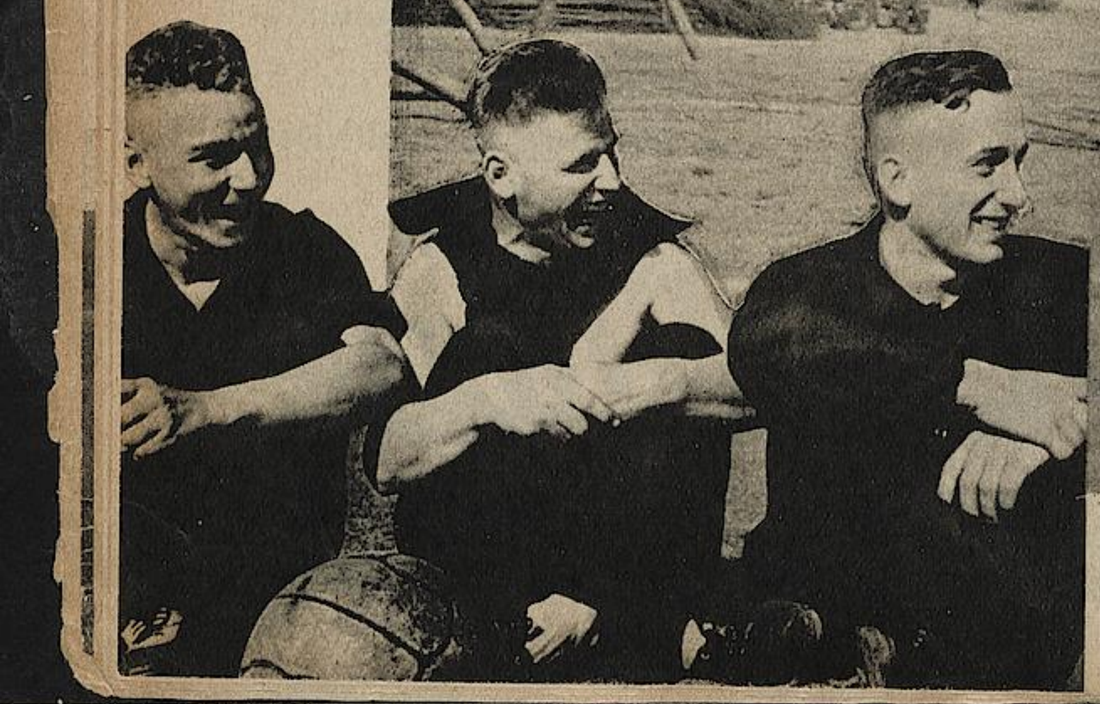
Die Tatsache, daß ein großer Teil der neu eintretenden Rekruten immer noch Nichtschwimmer sind, verlangt von dem abgehenden Schüler der Heeressportschule ein gewisses Können im Erteilen von Schwimmunterricht. Er muß in der Lage sein, einem Anfänger in kurzer Zeit das Schwimmen richtig beizubringen und lernt darum neben den Wassergewöhnungsübungen Brustschwimmen und Rückenschwimmen. Start und Wende, Abrenner und Kopfsprung vom 1-Meter-Brett, bei fortschreitendem Können auch Tauchen und das sportliche Schwimmen gehören zum Programm des Schwimmens. Wenn dann zum Schluß eines Kursus einmal ein Sprung vom 5-Meter-Brett erfolgt, so ist die Angst vor dem Wasser, der „Innere Schweinehund", fast restlos überwunden. Viele der Schüler bestehen in einem freiwilligen Betrieb nach den Dienststunden die Prüfungen zum Grund- oder auch Lehrschein der DLRG., denn der Soldat soll ja nicht nur schwimmen, er soll auch retten können.

Die kämpferische Schulung und Erziehung bekommt der Schüler in Wünsdorf durch das Boxen. Die Ausbildung führt bis zum freien Kampf im Ring und ist so, daß sie, den Verhältnissen in der Truppe angepaßt, in kurzer Zeit jedem das richtige Verständnis gibt.

Ohne Handschuhe werden Boxstellung, alle Schläge, Deckungen, Ausweichbewegungen und Beinarbeit durchgenommen und die erlernten Schläge an verschiedenen Geräten durchgearbeitet. Plattformball, Sandsack, Maisbirne, Doppelendball und Wandpolster bieten viele Übungsmöglichkeiten, Seilspringen nicht zu vergessen. Mit dem Partner werden Angriff und Abwehr geübt, Schattenboxen folgt, und beim Stoppen, Decken und Kontern sind die Handschuhe angezogen, um nun bald zum Linkskampf zu kommen. Doppelschläge, Links-Rechts-Arbeit und Schlagfolgen leiten über zum Kampf außerhalb des Ringes, um erst zum Schluß, nach vielen Wiederholungen, im Ring das Können in der „edlen Kunst der Selbstverteidigung" zu beweisen.

Den Mannschaftsgedanken, das Gefühl der unbedingt nötigen Zusammenarbeit, erhält der Schüler durch verschiedene Spiele. Neben Kampfball, das vom Spieler viel Körpereinsatz und Härte verlangt, erlernt er vor allem den Aufbau des Handballspieles, dem in der Truppe am meisten gespielten Kampfspiel. Nicht nur die technischen Grundlagen werden erlernt, wesentlich ist die Schulung der geistigen Eigenschaften, ohne die eine vollkommene Körpererziehung nicht möglich ist. Ein Spiel, das bei sämtlichen Kursen besonders im Winter mit großer Begeisterung gespielt wird, ist Basketball. Neben diesen Kampfspielen werden viele andere Spiele gezeigt, die für den Truppenbetrieb zur Auflockerung, Anwärmung und Abwechslung wichtig sind.

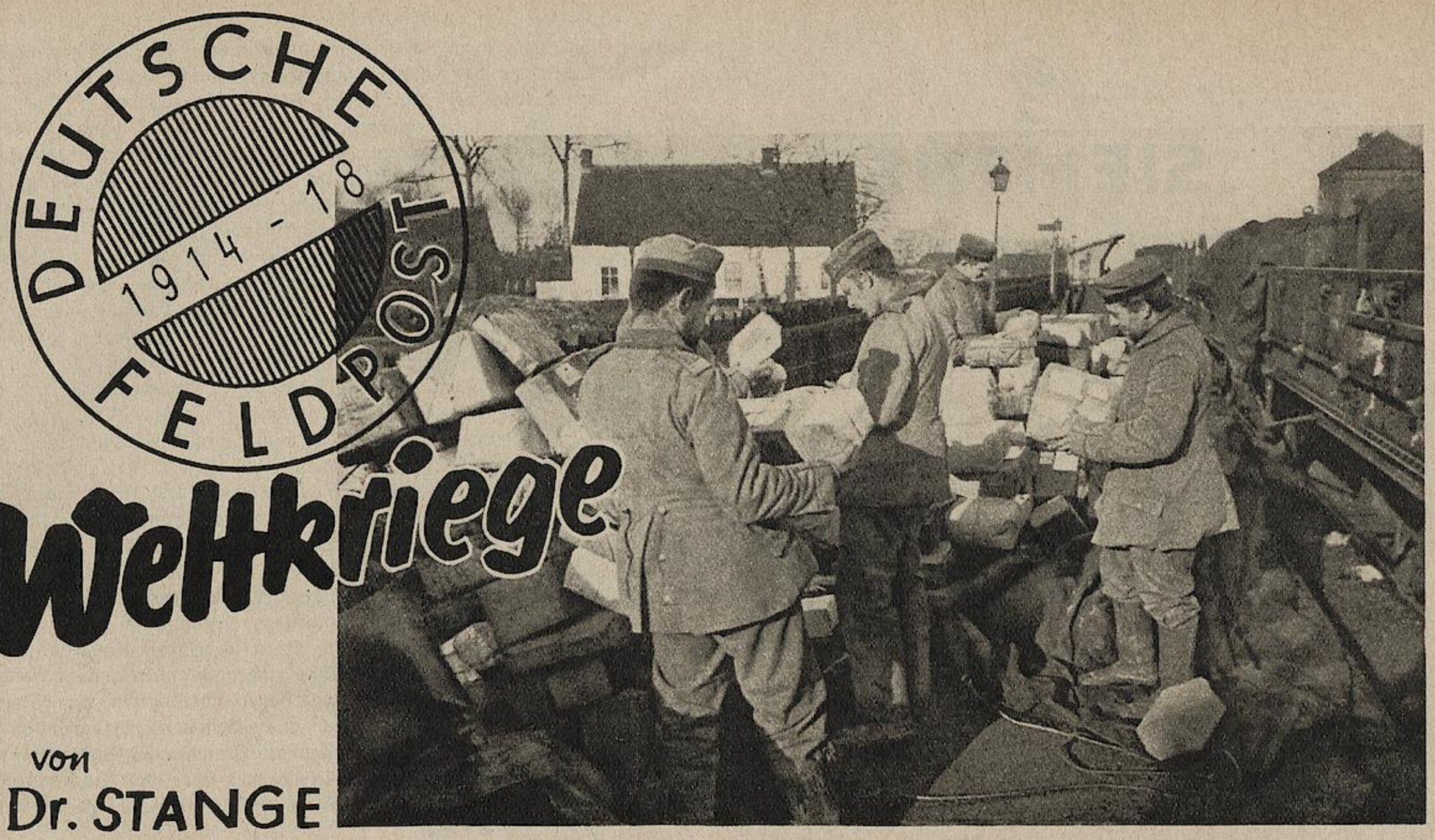
Zusammenfassend wäre zu sagen, daß ein an der Heeressportschule ausgebildeter Schüler über ein praktisches und theoretisches Wissen verfügt, das allen Anforderungen für die Lehrtätigkeit in der Truppe genügt.



Baumstamm-Werfen erfordert Kraft und Geschicklichkeit – währenddessen schauen die Handball-Spieler belustigt zu

Aufnahmen: Curt Ullmann (5), Heinz Erdmann (2)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0204
gefördert durch Baden-Württemberg



im Weltkriege

von

Postrat Dr. STANGE

Solange in Kriegszeiten die Verbindung zwischen Heimat und Feldheer durch die Feldpost hergestellt wird, hat es niemals an Stimmen gefehlt, die mit ihren Leistungen nicht zufrieden waren, die sich über die angebliche Langsamkeit der Feldpost beklagten oder gar von ihrem Versagen sprachen. Es war und ist zwar menschlich verständlich, daß man beim Ausbleiben von ersehnten Nachrichten oder beim Verlust von Sendungen die Schuld zunächst bei der Post sucht. Ist es nicht aber im Kriege angebracht, daß sich die Absender oder Empfänger der Feldpostsendungen einmal fragen, ob sie nicht die Feldpost zum Sündenbock für Unvermeidliches oder Selbstverschuldetes machen?

Es hat während des Weltkrieges 1914/18 die Kritik oft die Deutsche Feldpost im Kriege 1870 zum Vergleich herangezogen, die sich bei Heer und Volk allgemeiner Beliebtheit erfreut habe und das selten versagende Bindeglied zwischen Truppe und Heimat gewesen sei. Doch wie jeder Vergleich hinkt auch dieser. Denn abgesehen davon, daß auch damals die Feldpost in den ersten Monaten nach Ausbruch des Krieges mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die zu zahlreichen Beschwerden des Publikums und der Truppe Veranlassung gaben, waren die Verhältnisse im Weltkrieg doch wesentlich andere. Wie klein erscheinen uns die Heere, die 1864, 1866 und 1870 ins Feld rückten, im Vergleich zu den Millionenheeren des Weltkrieges, in dem erst wirklich alle Wehrfähigen ohne Ausnahme vor dem Feinde oder im Dienst des Heeres hinter der Front standen! Hinzu kam die räumliche Ausdehnung der Front und die getrennte Lage der Kriegsschauplätze.

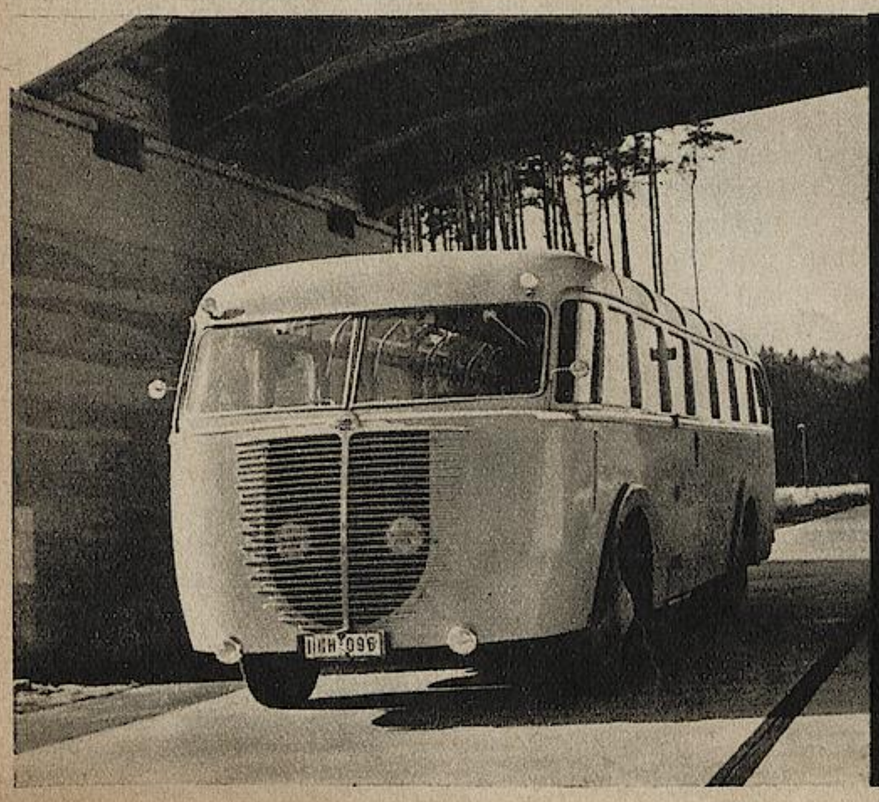
Schwierige Überfahrt der Feldpost

Feldpostverteilung im Garten. Östlicher Kriegsschauplatz

Aufnahme: Reichspost-Archiv (2), Boedecker (1)

Konnte noch 1870 ein Personal von 960 Beamten allen Anforderungen, die an die Feldpost gestellt wurden, gerecht werden, so hatte man schon 1914 über 2600 Feldpostbeamte für fast 150 Feldpostanstalten mobilgemacht. Doch auch diese reichten nicht aus, das Personal mußte mehrmals verstärkt werden, bis schließlich im Weltkrieg auf deutscher Seite über 8000 Beamte und über 5000 militärische und andere Hilfskräfte bei der Feldpost tätig waren. Die gewaltigen Leistungen der Feldpost werden in einigen Zahlen deutlich: Die Briefpost während des Krieges 1870/71 belief sich im ganzen auf 101 Millionen Sendungen in beiden Richtungen, während im Weltkriege täglich im Durchschnitt etwa 9,9 Millionen Sendungen ins Feld und etwa 6,8 aus dem Feld in die Heimat gesandt wurden. Nach vorsichtigen Berechnungen sind insgesamt 28,7 Milliarden Sendungen zwischen Heer und Heimat ausgetauscht worden. In Militärdienstangelegenheiten beförderte die Feldpost 1870 rund 125 000 Pakete, im Weltkrieg dagegen über 5,5 Millionen. Über den Geldverkehr liegen Vergleichszahlen nicht vor; es sei aber vermerkt, daß ab 1. Oktober 1917 bis zum Ende des Krieges bei den Feldpostanstalten rund 1,8 Milliarden Mark mit Postanweisung und Zahlkarte eingeliefert wurden.

Der über Erwarten große Verkehr stellte die Postverwaltung — insbesondere zu Beginn des Weltkrieges — vor fast unlösbare Aufgaben und drohte zeitweise den Betrieb der Postanstalten völlig zu ersticken. Welcher Art die Schwierigkeiten waren, die eine glatte Verkehrsabwicklung verhinderten, ist in der Öffentlichkeit niemals recht gewürdigt worden.



Nicht nur der gute äußere Eindruck

gibt so vielen Interessenten den Anlaß zur Anschaffung eines BÜSSING-NAG Fahrzeuges. Güte des Materials und Leistung entscheiden. BÜSSING-NAG baut Lastkraftwagen für 1,5 bis 10 t Nutzlast, Omnibusse für 25 bis 80 Fahrgäste mit Diesel- oder Vergasermotoren.

BÜSSING-NAG

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0205

gefördert durch
Baden-Württemberg

SIEMENS

Bessere Ergebnisse in der Landwirtschaft

durch weitgehenden Einsatz elektrischer Arbeitskraft.

Der fortschrittliche Landwirt benutzt die seit vielen Jahren hervorragend bewährten Siemens-Erzeugnisse:

Elektromotoren für jeden Zweck
Anthygron-Rohrdraht für feuchte Räume, Ställe usw.
Schaltgeräte in gußgekapselter, wasserdichter Ausführung
Ventilatoren für Lüftung und Förderung
Hauswasserpumpen · Elektrische Heizungsanlagen für Treibbeete und Gewächshäuser
Heiz- und Kochapparate · Elektrische Geräte für den Haushalt

SIEMENS-SCHUCKERTWERKE AG · BERLIN-SIEMENSSTADT

WASAG

Gewehr- und Geschützpulver
Sprengstoffe und Sprengladungen
Zündladungen und Sprengkapseln
Leuchtspurmunition
Jagdpulver und Schrotpatronen
Collodiumwolle
Celluloid

Westfälisch-Anhaltische Sprengstoff-Actien-Gesellschaft Chemische Fabriken

Berlin W 9, Linkstraße 25 (Fuggerhaus)

Man legte eben die sicheren und bequemen Einrichtungen der Heimatpost für die Beurteilung der Feldpost zugrunde in der offenbaren Meinung, daß der Krieg auf den Betrieb der Post keinen Einfluß haben könne. So berücksichtigte man gar nicht, daß mit Kriegsausbruch für alle Feldpostsendungen ein Betriebsverfahren Platz greifen mußte, das sich auf ganz anderen Grundlagen aufbaute als das Friedensverfahren. War in der Heimat auf jeder Sendung der Bestimmungsort vermerkt, so durfte dies bei den Feldpostsendungen nicht geschehen, erstens, weil die Truppen ihren Aufenthaltsort ständig wechselten und zweitens, um die Kriegsgliederung und damit die Absichten der Heeresleitung geheimzuhalten. Die Postverwaltung jedoch mußte darüber unterrichtet sein, welchem Verbande jeder einzelne Truppenteil angehörte, und welche Veränderungen eintraten, damit das Feldpostleitmaterial aufgestellt und auf dem laufenden gehalten werden konnte. Die Unterlagen für diese sogenannte Feldpostübersicht lieferte die Heeresverwaltung. Wenn nun aus irgendeinem Grunde die Übermittlung dieser Unterlagen nicht rechtzeitig erfolgte, dann ist es klar, daß in der Weiterbeförderung der Feldpostsendungen Verzögerungen eintreten mußten.

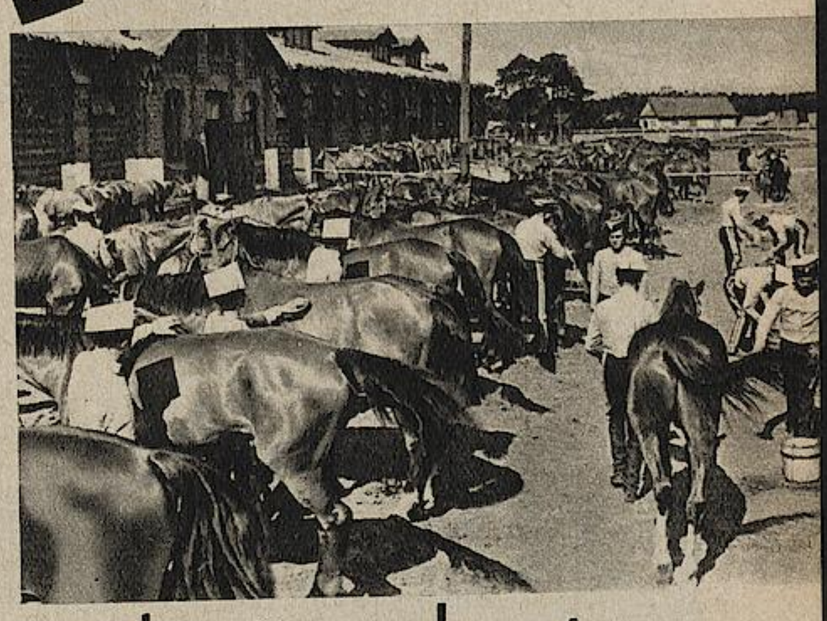
Die Weiterleitung der Sendungen geschah mit der Eisenbahn und in Feindesland auf den Etappenstraßen. Auf diesen Wegen hatten natürlich die Munitions-, Verpflegungs- und Verwundetentransporte unbedingten Vorrang vor dem, was nicht zu den unabweisbaren Bedürfnissen der Truppen gehörte; dazu zählten aber die Feldpostsendungen. Wenn die Beförderung der Feldpost auf einer Etappenlinie sich verzögerte oder vorübergehend ganz aufhörte, dann beruhte dies daher nicht auf der unzureichenden Organisation des Feldpostdienstes, sondern fand seine Erklärung eben in den kriegerischen Notwendigkeiten. In unzähligen Fällen mußte die Postverwaltung auch nach außen hin die Verantwortung für zum Teil ganz beträchtliche Verzögerungen übernehmen, die dadurch entstanden, daß auf militärische Anordnung aus Geheimhaltungsgründen Feldpostsendungen zurückgehalten wurden; der gesamte Verkehr nach und vom Heer wurde dadurch zeitweise unterbrochen. Da Mitteilungen über diese Sperren nicht gemacht werden durften, war die Folge natürlich heftigste Anklage gegen die Feldpost, die doch ganz schuldlos war.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß bei der Bearbeitung der Feldpostsendungen auch Fehler unterliefen. Das ergibt sich schon aus der Umstellung des Betriebes vom Friedens- auf das Kriegsverfahren und findet weiter darin seine Erklärung, daß der Personalkörper der Reichspost durch Abgabe an das Heer große Lücken erhalten hatte, die durch nichtgeschulte Hilfskräfte notdürftig geschlossen werden mußten. In viel stärkerem Maße aber behinderte die glatte Verkehrsabwicklung vor allem auch die Tatsache, daß in der Heimat und auch bei den Heeresangehörigen, ja, sogar recht häufig auch bei den militärischen Dienststellen, trotz aller Aufklärung, eine große Unkenntnis über die Einrichtungen der Feldpost herrschte und über die Voraussetzungen, ohne die ein wirklich geregelter Verkehr gar nicht zustande kommen kann. Die Absender überließen es der Feldpost, die Empfänger von unvollständig oder unrichtig beanschrifteten Sendungen ausfindig zu machen, sparten aber auch nicht mit Anklagen und Beschwerden, wenn dies nicht gelang. Dabei muß allerdings auch gesagt werden, daß die Bezeichnungen der Truppenteile häufig zu Verwechslungen Anlaß geben mußten. Da gab es zu unterscheiden zwischen Ersatz-Regimentern und Ersatz-Infanterie-Regimentern, Reserve-Ersatz-Infanterie-Regimentern und Ersatz-Bataillonen eines Reserve-Infanterie-Regiments, zwischen Munitionskolonnen eines Reserve-Fußartillerie-Regiments und Reserve-Fußartillerie-Munitionskolonnen einer Reserve-Munitionskolonnen-Abteilung usw. Alle diese verwirrenden Bezeichnungen hatten unzweifelhaft in militärischer Hinsicht den Vorzug, daß sie dem Feinde den Einblick in unsere Kriegsgliederung erschwerten, sie hatten aber auch zur Folge, daß sich selbst altgediente Leute im Felde darin nicht zurechtfanden, und noch weniger natürlich ihre Angehörigen in der Heimat. Daraus entstand dann eine endlose Zahl von Fehlern und Verwechslungen in den Briefaufschriften, die den Betrieb der Feldpost hemmten, die Nichtankunft, oft auch den Verlust der Sendungen verschuldeten und dabei doch letzten Endes auf das Konto der Feldpost geschrieben wurden. Das geschah natürlich erst recht bei den Sendungen, bei deren Beanschriftung sich der Absender auf sein Gedächtnis verließ oder deren Anschrift er nach dem Gehör niedergeschrieben hatte. Wo war der Empfänger zu suchen, der bei der schweren „Pergand Kotane" (= Proviantkolonne!) stand, wo war die „Korschleckerei" (= Korpsschlächterei), wo das „Rabbiner"- (= Karabinier) Regiment, wo lag die „aeroplanmäßige" (= überplanmäßige) Batterie oder die „Koffersprech"- (Korpsfernsprech) Abteilung usw.! Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Uns kam es darauf an, in den vorstehenden Ausführungen einen kleinen Teil der Schwierigkeiten zu schildern, welche die Feldpost und auch die Reichspostverwaltung bei ihrer Arbeit, das Feldheer und Heimat in Verbindung zu halten, zu überwinden hatten, Schwierigkeiten, wie sie in solcher Häufung bisher im Verkehrsleben noch niemals aufgetreten waren. Die Feldpost hat in selbstloser Hingabe ihre Arbeit dem Volk in Waffen gewidmet. Und ihr ist auch die Anerkennung nicht versagt geblieben. Heißt es doch schon im Armeebefehl des AOK. der 6. Armee vom 5. Januar 1915: „. . . Die Feldpost hat gezeigt, daß sie allen billigerweise zu stellenden Anforderungen gerecht wird". Den Dank des Heeres an die Feldpost hat Generalfeldmarschall von Hindenburg am Ende des großen Krieges in einem Schreiben an den Feldoberpostmeister zum Ausdruck gebracht, in dem es heißt: „Ich will nur dankbar die Tatsache betonen, daß die aufopfernde Pflichterfüllung aller Angehörigen der Feldpost wesentlich dazu beigetragen hat, die Schlagfertigkeit des Heeres zu stärken, indem sie unter den schwierigsten Verhältnissen die Verbindung mit der Heimat aufrechterhielt. Ganz besonders möchte ich hierbei derer gedenken, die ihre Treue mit dem Tode für das Vaterland besiegelt haben. Der Ausgang des Feldzuges bringt auch für die Feldpost ein anderes Ende ihrer Tätigkeit, als sie gehofft hatte. Dabei wird vielfach für den einzelnen die wohlverdiente äußere Anerkennung ausbleiben müssen. Ein Ersatz muß in dem Gefühl innerer Befriedigung gefunden werden, das treue Pflichterfüllung gewährleistet."

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0206
gefördert durch Baden-Württemberg

EIN REGIMENT spielt seine Geschichte



Wenn man von Warschau rund 130 Kilometer, mit einer leichten Ostabweichung, nach Norden fährt, etwa in der Richtung auf das ostpreußische Johannisburg zu, so gelangt man nach Ostrolenka. Das ist einer jener Orte, deren Namen wegen ihrer bedeutsamen strategischen Lage häufig in der Kriegsgeschichte wiederkehren. Den Kämpfern der deutschen Ostfront ist dieser Name vertraut. Denn Ostrolenka war einer der wichtigsten Stützpunkte der Narew-Linie, der festungsreichen russischen Verteidigungsstellung, die in den heißen Kämpfen des Juni und Juli 1915 von General v. Gallwitz bezwungen wurde. Fast hundert Jahre vorher, im Mai 1831, erlagen hier die aufständischen Polen der russischen Übermacht.

Ehe dieser Aufstand begann, stand in der alten Garnison am Narew das 5. polnische Ulanenregiment. Bei den ersten Anzeichen von Unruhen wurde es wie die übrigen polnischen Truppenverbände von den Russen aufgelöst und mit zuverlässigen Kosakenabteilungen durchsetzt. Die russische Regierung hoffte damit, ein Übergreifen der Aufstandsbewegung aus dem Volke auf die Armee zu unterbinden und die polnischen Truppen sicher in der Hand zu behalten. Sie erreichte ihren Zweck jedoch nicht. Im Gegenteil: sie trug damit den Keim der Empörung selber in die Armee hinein. Die Kosaken in Ostrolenka kannten keine Waffenbrüderschaft mit den polnischen Ulanen. Sie spielten die Herren. Die Garnison war in kurzem mit Zündstoff geladen. Duelle zwischen den Offizieren, Prügeleien zwischen den Mannschaften waren an der Tagesordnung. Als der Aufstand in Warschau mit der unrühmlichen Flucht des russischen Vizekönigs und mit der Einsetzung einer provisorischen Regierung unter dem polnischen Patrioten Fürst Adam Czartoryszki zu einem vorläufigen Siege geführt hatte, zögerten deshalb die Ulanen von Ostrolenka nicht, dem Rufe ihres Volkes zu folgen. Es gelang ihnen, aus der Garnison herauszukommen und sich mit der polnischen Hauptmacht zu vereinigen.

Diesen „Ritt in die Freiheit" gestaltet der danach betitelte Ufafilm, der jetzt in den deutschen Lichtspieltheatern erscheint. Die Außenaufnahmen zu diesem Film wurden im letzten Sommer mit der großzügigen Unterstützung des polnischen Kriegsministeriums in Ostrolenka gedreht. Ostrolenka ist heute wieder Garnison eines neuen Ulanenregiments Nr. 5, das die Tradition des alten, 1830 aufgelösten, weiterführt. Es wurde 1919 von Pilsudski ins Dasein zurückgerufen, und es hatte noch in demselben Jahre Gelegenheit, sich der freiheitskämpferischen Tradition des alten Regiments würdig zu erweisen. Im Offizierskasino der mächtigen, wie eine Festung aufragenden Kaserne in Ostrolenka erzählt ein großes Wandbild von der Heldentat der zweieinhalb Schwadronen, denen es gelang, zwei sowjetrussische Divisionen aufzuhalten.

Tradition des Regiments und Tradition der Garnison: beide fanden im letzten Sommer durch den deutschen Film die seltene Gelegenheit, sich selber zu feiern und im Spiel zu erleben. Der Zeiger der Zeit war um ein Jahrhundert zurückgedreht. Über den Mauern von Ostrolenka wehte wieder der Doppeladler des Zaren. Zu der wahren Kulisse der Kaserne von heute kamen ein großes Tor mit russischen Inschriften und Hoheitszeichen und zwei ausgedehnte weißleuchtende Bauten, die dem Zustande der Kaserne von 1830 entsprachen. Russische Kavalleriesignale hallten über die weiten Höfe. Die altmodische blaue Uniform der polnischen Ulanen mit breitem weißen Bandelier und schwerem Säbel war wieder zu sehen, und die polnischen Bauernjungen des Regiments spielten in alten russischen Uniformen daneben Kosaken.

Zwei Monate arbeitete die Expedition der Ufa zwischen den Mauern von Ostrolenka und draußen in der weiten Ebene am Narew mit den Schwadronen der polnischen Ulanen. Zwei Monate stand das Regiment fast ausschließlich unter dem Kommando des deutschen Films. Alle, die dabei waren, von dem Regisseur Karl Hartl und den Hauptdarstellern Willy Birgel und Victor Staal, dem die Offiziere erst das Reiten beibrachten und zwar so, daß er sich an der Spitze der Schwadron in voller Attacke sehen lassen konnte, alle bis zu den Arbeitern des technischen Stabes sind voll Begeisterung über das Entgegenkommen und die Filmfreudigkeit, die sie in Ostrolenka gefunden haben.

Die Expedition hauste während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in vier Schlafwagen und einem Speisewagen auf dem weit vom Orte entfernten Kleinstadtbahnhof, und in solcher Behausung soll man sich auf die Dauer wenig heimisch und behaglich fühlen. Aber die Polen taten alles, um die deutschen Filmleute vor Heimweh zu bewahren. Jeder Wunsch wurde erfüllt. Es war eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft zwischen Film und Wirklichkeit, und da — wie es sich für einen richtigen Männerfilm gehört — die Männer unter sich waren, stellte sich rasch dieses aufrichtige und herzhafte kameradschaftliche Verhältnis ein, das man einem Soldaten nicht lange beschreiben muß. Man blieb auch nach der Arbeit noch zusammen. Deutsche Arbeiter vom Aufnahmestab sangen mit den „Panjes" um die Wette Soldatenlieder und ließen sich auch einen zünftigen Krakowiak gefallen, und im Kasino wurde von den Filmrittmeistern und den wirklichen Offizieren mancher frohe Trinkspruch auf Polen und die deutsche Heimat mit einem Wodka begossen. Diese Kameradschaft erwuchs auf dem zuverlässigsten Boden gegenseitiger Dankbarkeit. Denn wenn das Regiment im Film mit seinen Reiterformationen eine Fülle prachtvoller Bilder vor die Kamera stellte, so brachte der Film dem Regiment ein wenig Abwechslung und Unterhaltung mit. Und das dürfte — obgleich Oberst Chomicz nachher vielleicht einiges zu tun hatte, um wieder den richtigen Zug in seine Schwadronen zu bringen — in der Eintönigkeit der dörflichen Garnison am Narew nicht ganz unwillkommen gewesen sein.

Frank Maraun

Alle Aufnahmen: Ufa

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0207
gefördert durch Baden-Württemberg

Kreuzer „Emden" fährt nach Ostasien

Sonderbericht vom ersten Teil der Weltreise: „Von Ceylon bis Singapore"

von Leutnant z. S. Hockemeyer

Kreuzer „Emden" vor Galle

Dichte Reihen brauner, malerisch bunt gekleideter Menschen gucken von den verwitterten Mauern einer alten holländischen Festung auf den im engen Hafen vor Anker liegenden Kreuzer. »To stand and to stare, that is the national industry here«, meint ein hier lebender Engländer, den ich frage, warum denn die Leute den ganzen Tag und noch bis tief in die Nacht hinein sich nicht rücken und rühren. Aber es mag sein, daß in diesem Falle der Grund ihres Stehens und Starrens ein anderer ist. Vor 22 Jahren hat hier in diesem Seegebiet die erste „Emden" ihre damals sagenummobenen Taten vollbracht, haben tausende ihren Namen nur mit Schrecken im Herzen ausgesprochen, nicht ohne auch ihrer Kühnheit und Ritterlichkeit Anerkennung zu zollen. Der Name „Emden" lebt fort im Denken dieser Völker wie die Gestalt aus einer Legende, von der man nicht recht sicher ist, ob sie nicht wieder eines Tages erscheinen kann. Und es sind viele dieser auf unser Schiff starrenden Gestalten, die uns am nächsten Tage zaghaft fragen, ob es denn wahr wäre, daß dieser Kreuzer nicht die ursprüngliche „Emden" wäre, daß es die dritte ihres Namens sei. Und wenn wir bejahend ihnen antworten, dann sieht man enttäuschte Gesichter.

In Colombo verkehrt eine Autobuslinie, die ebenso wie ein Schuhgeschäft den Namen „Emden" trägt; ob unseren deutschen Ohren das sehr geschmacklos klingt, tut nichts zur Sache, es ist wieder ein Zeichen, wie tief heute noch das Andenken an den deutschen „raider" im Volk verwurzelt ist.

Point de Galle, im Südwesten Ceylons, umgibt uns mit seiner tropischen Vegetation hinter niedrigen Häusern und der lang an den sandigen Ufern ausrollenden Dünung, die selbst jetzt zu dieser Zeit des Nordostmonsuns stark genug ist, um den Kreuzer weich und ruhig im geschützten Hafen schwimmen zu lassen. Fünf Tage bleiben wir hier, und die Zeit wird ausgenutzt, um das Schiff wieder einmal gründlich in Ordnung zu bringen. Die halbe Besatzung hängt auf Stellingen außenbords, an allen Ecken und Enden wird gewaschen, gemalt, gekratzt und gescheuert. Es ist nicht ganz einfach, ein Schiff in Ordnung zu halten. Für jeden, der ein Kriegsschiff sieht, ist es eine Selbstverständlichkeit, daß es überall sauber, daß keine Flecken auf der grauen Farbe, daß die Schornsteine nicht braun verbrannt sind; welche Arbeit dahinter steht, davon macht sich kaum jemand einen Begriff. Schon im gewöhnlichen Dienstbetrieb sind täglich eineinhalb bis zwei Stunden angesetzt für das morgendliche Reinschiff, hinzu kommt jeder Freitagnachmittag und Samstagvormittag; während derer die gesamte Besatzung nur damit beschäftigt ist, das laufend Notwendige zu tun. Dann aber kommen Zeiten, wo die empfindliche graue Farbe erneuert werden muß, wo sich auch innerhalb des Schiffes die Folgen der Tatsache zu zeigen beginnen, daß es rund 650 Menschen beherbergt, und dann muß kostbare Zeit daran gegeben werden, über das gewöhnliche Maß hinaus, den Kreuzer wieder in den Zustand zu bringen, der ihn befähigt, einer seiner Hauptaufgaben, der Repräsentation des Deutschen Reiches im Auslande, gerecht zu werden.

Kostbare Zeit, denn diese Tage gehen der Ausbildung der Besatzung und damit auch der

Ausbildung der Kadetten,

verloren.

Die Kadetten sollen innerhalb der sieben Monate, die sie sich auf dem Schulkreuzer befinden, soweit gebracht werden, daß sie fertig und gefestigt genug sind, schon Vorgesetzte sein zu können, wofür ein äußerer Beweis von ihnen durch die Fähnrichsprüfung am Ende der Reise gefordert wird. Gewiß ist seit ihrem Eintritt in die Marine mehr als ein Jahr dann verstrichen, aber was ist ein Jahr für all das, was es zu lernen gibt allein an Navigation, Dienstkenntnis, Seemannschaft, Schiffs-, Signal- und Maschinenkunde, Artillerie und vor allen Dingen für das weit Wesentlichere, aus jungen Menschen, die aus allen Teilen Deutschlands und aus allen Kreisen des deutschen Volkes zusammenkommen, Soldaten zu machen, nicht nur in bezug auf die Handhabung der Waffen, auf das Rechts- und Linksum, sondern ihnen die innerliche und äußere Haltung unter allen Bedingungen zu geben, die aus dem Manne erst den Soldaten macht, wie wir ihn fordern müssen. Die Welt des soldatischen Denkens und Handelns in allen und in jeder Lebenslage bis hinunter zu den alltäglichsten Dingen, ist und bleibt etwas, was sich in Worte nicht klar fassen läßt, was deshalb auch nicht wie irgendein Fach gelehrt werden könnte, sondern sie kann sich in dem jungen Deutschen, der zur Wehrmacht kommt, erst allmählich im Laufe einer langen Zeit formen, und auch dann erst, wenn vieles, was vorher für ihn galt, über Bord geworfen wurde, um Neuem Raum zu geben. Bewußt und unbewußt, durch Erziehung der Vorgesetzten und Kameraden und vor allen Dingen durch sich selbst formt sich langsam ein neues Bild allen Geschehens, werden alle Dinge unter einem anderen Blickwinkel gesehen, wächst der Instinkt für das soldatisch Richtige und Falsche, bildet sich der Charakter, der die Grundlage der Leistung sein muß.

Unsere 158 Kadetten setzen sich aus See-, Ingenieurs- und Verwaltungskadetten zusammen. Sie bilden einen Teil der Besatzung, d. h. für sie ist eine annähernd ebenso große Zahl von Matrosen und Heizern von Bord kommandiert. Das bedeutet, daß sie in den laufenden Schiffsbetrieb eingespannt werden, daß sie alle Tätigkeiten auszuführen haben, die später einmal ihre eigenen Untergebenen auszuführen haben werden. So nehmen sie teil an sämtlichen Manövern des Schiffes, besetzen sämtliche Geschütze, stellen die Posten und Rettungsbootsmannschaften, fahren auf allen Stationen der Maschine, reinigen und malen das Schiff. Daneben aber läuft der sogenannte Sonderdienst. Theoretische und praktische Stunden wechseln sich ab. In Navigation lernen sie hier auf dem Kreuzer die terrestrische Navigation beherrschen, arbeiten praktisch mit Zirkel und Dreieck auf der Karte, in den Dienstkenntnisstunden werden ihnen Dinge wie das Wehrgesetz, der Aufbau und die Organisation der Wehrmacht und dergleichen nahegebracht, in Seemannschaft werden ihnen die Grundlagen für alles Seemännische ihres Berufes gegeben, ihr Blick für das schnelle Erfassen einer Situation geschult, in den der Schiffskunde gewidmeten Stunden lernen sie das Schiff bis zur letzten Einzelheit kennen, um aus dieser Kenntnis eines Schiffes sich später leicht in andere hineinfinden zu können, in Signalkunde wird von ihnen die Beherrschung des Flaggensignalisierens, des Winkens und Morsens verlangt. Zwei Tage der Woche nimmt die Artillerie in Anspruch. Auch hier geht neben der Bedienung der Geschütze, die im Kaliberschießen erprobt wird, eine Unterrichtung in den Grundlagen der Schiffsartillerie im allgemeinen und der Mechanik der Geschütze im einzelnen nebenher.

Bei den Ingenieurskadetten treten an Stelle von Navigation, Seemannschaft, Artillerie und Signaldienst Maschinenkunde, Elektrotechnik, Technologie und Zeichnen, bei den Verwaltungskadetten Waren- und Verwaltungskunde.

Wenn man all diese Gebiete zusammennimmt, die, wie gesagt, neben der täglich notwendigen Arbeit am Schiff nebenherlaufen, dann kann sich auch der Außenstehende einen Begriff davon machen, wie die Dienstzeit eines Kadetten ausgefüllt ist, wie unendlich viel Neues täglich auf ihn einstürmt, das verarbeitet werden muß.

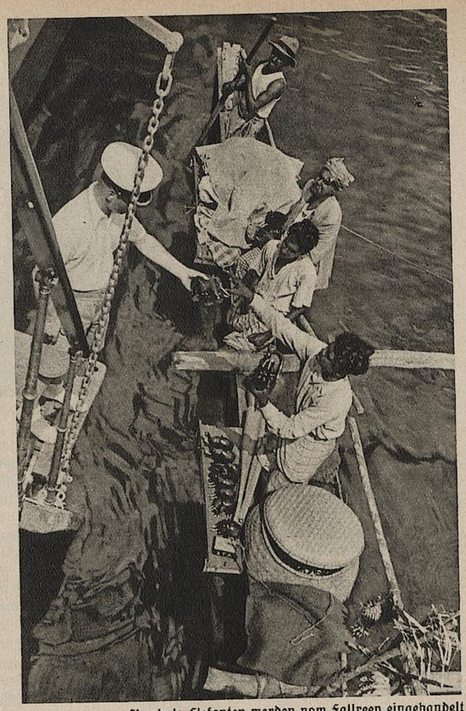
Und in seiner Freizeit? Auch da gibt es noch genug zu tun. Der Kadett hält sein Zeug in Ordnung, staut sein Spind, er schreibt Logbuch, in dem er sich über alles Erlebte Rechenschaft geben soll, er deckt seine Back (Tisch) auf und ab zum Essen, wäscht das Geschirr und sein eigenes Zeug, ja, und dann muß noch immer Zeit übrigbleiben, um von allem Erlebten in der großen Welt, nach Hause, in die Heimat zu berichten. Und dann schreibt er, daß es zwar scheußlich viel zu tun gebe, es aber doch sehr schön wäre, und man trotz vieler Arbeit immer noch einen Haufen zu sehen und zu erleben bekäme. Wenn er dann in die Heimat zurückkommt und in Mürwik seine Fähnrichsprüfung bestanden hat, dann kann er als frischgebackener Fähnrich stolz in Urlaub fahren, denn dieser Stolz ist der Stolz auf vollbrachte Leistungen, und der ist der einzige, den wir gelten lassen.

Point de Galle

Hier in Galle mußte diese systematische Ausbildung gegenüber den Notwendigkeiten, die das Schiff erforderte, zurückstehen. Wenn man dann aber fertig war und sich alle Farbe mühsam vom Körper gescheuert hatte, ging es an Land, um mit offenen Augen alles aufzunehmen, was sich in Fülle bot. Schon die vielen Boote um den Kreuzer herum sind interessant; das eigentliche Boot so schmal, daß die Besatzung nur mit einem Bein darin stehen kann, das andere hängt mehr oder weniger malerisch außenbords, wird nur durch den Ausleger gehalten, der durch zwei Querbäume in drei bis vier Meter Abstand gehalten wird. Durch diesen aber ist es so stabil geworden, daß es ein großes Lateinersegel tragen kann, das in allen Farben genau so wie seine Insassen leuchtet. In der Stadt sieht man kaum Weiße, Polizei, Hafenbeamte, alle sind mehr oder weniger Singhalesen, gemischt mit Tamulen, Draviden und Arabern. Die europäische Zivilisation hat hier noch nicht vermocht, das Eigenstämmige zu unterdrücken, Kleidung und Haltung sind unverdorben, passen zu den feinen braunen Gesichtern und zu den schmalhüftigen Gestalten. Das holländische Fort, das schwer und verwittert mit seinen grauen Mauern über diesem bunten, leichten Leben lagert, ist, so wuchtig es allein auch wirken mag, ein Fremdkörper, ein Symbol eines härteren, schwereren Lebens, das dem Orientalen wohl ewig unfaßbar bleiben wird. Vor den Engländern, die 1798 Ceylon übernahmen, haben Portugiesen und Holländer hier geherrscht. Das Wappen der East Indian Company schmückt den Eingang zur Festung, die heute zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist. Breite Asphaltstraßen führen durch die Zeilendörfer, durch Gummi- und Teeplantagen, an Tempeln der drei hier hauptsächlich vertretenen Religionen, des Buddhismus, des Islam und des Hinduismus, einer in Formen und Farben bizarrer als der andere, vorbei. Hoch mit einer Art Schilf überdeckte, von kleinen Kühen gezogene zweirädrige Wagen, Arbeitselefanten, Buddhistenmönche in ihren langen gelben Gewändern mit der Bettelschale in der Hand begegnen uns, wir sind weit fort von Europa, eigenständiges, unverfälschtes Leben umfängt uns in allen seinen Ausdrucksformen. Die Gesichter der Männer sind weich, beinahe feminin, aber immer freundlich und sorglos, die Frauen in mit wundervollem Geschick geworfene Tücher gekleidet; es ist schön, einmal nicht nachgeahmter europäischer Zivilisation zu begegnen. Häufig führen die Straßen durch noch unberührten Dschungel, in dem die ewige Feuchtigkeit trotz brennendster Sonnenglut eine unvorstellbar vielfältige und üppige Vegetation hervorbringt, wo es aussichtslos wäre, auch nur wenige Schritte von der Straße fort eindringen zu wollen, wo sich Affen mit ihren eigentümlich gebellartigen Lauten von Baum zu Baum schwingen. Des Nachts steht der Dschungel wie eine einzige Wand auf beiden Seiten, nicht tot, sondern erst des Nachts scheint das Leben in ihm zu erwachen, ein gleichmäßig an- und wieder abschwellendes helles Klingen irgendwelcher Grillenart bildet die Grundlage zu allen Lauten, die mal dumpf und unheimlich, mal klar und hell, wie lockend, von nur zu ahnenden Lebewesen stammen. Wie unendlich reich ist diese Insel, von der Küste bis hoch zu den über 2000 Meter hohen Bergen, auf deren Spitze noch nicht einmal die Baumgrenze erreicht ist. Wasser ist das Geheimnis dieses Landes, Wasser, das den Kampf gegen die sengende Sonne gewonnen hat, herübergetragen von den Monsunen zu allen Jahreszeiten, Spender und Erzeuger des reichsten und fruchtbarsten Lebens. Von der Wüste des Sudans, wo jeder Tropfen des kostbaren Nasses um- und erkämpft und erarbeitet wird, sind wir in das Land gekommen, das die Legende das ehemalige Paradies sein läßt. Vom zweithöchsten Berge der Insel, dem Adamspeak, soll Adam in den Himmel gestiegen sein.

Singapore

Vierundzwanzig Stunden sind wir an der Ostküste Sumatras entlanggelaufen. Nun tauchen die ersten der vielen kleinen Inseln auf, die Singapore vorgelagert sind, und dort hinten, weit sich der großen, geschützten Bucht anschmiegend, liegt diese Stadt, die wohl heute jedem als das Tor zum Fernen Osten ein Begriff geworden ist. Hier hat sich das Britische Empire ein zweites Gibraltar geschaffen, hat Millionen um Millionen in diese kleine Insel vor der hinterindischen Landzunge hineingebaut, hat eine Riesenfestung und eine Basis für seine Flotte aus dem Boden gestampft, die, wenn auch noch nicht vollendet, doch schon heute als das Kraftzentrum seiner fernöstlichen Besitzungen und als unüberwindlicher Riegel vor Vorderindien gegen alle etwaigen Bestrebungen von Osten her gelten kann. Der Mann, dem England diese Schlüsselstellung zwischen dem Indischen Ozean und Pazifik verdankt, der mit beinahe hellseherischem Weitblick die Wichtigkeit dieses kleinen, vom Dschungel überwucherten Fleckens Erde schon 1819 übersah, ist in der englischen Kolonialgeschichte der Carl Peters der Deutschen, der ohne Dank, fast versemt, in Not starb, dem es nichts mehr nützt, daß heute in Singapore an allen Ecken und Kanten sein Name wieder auftaucht, daß sein Denkmal vor der Victoria-Memorial-Hall steht.



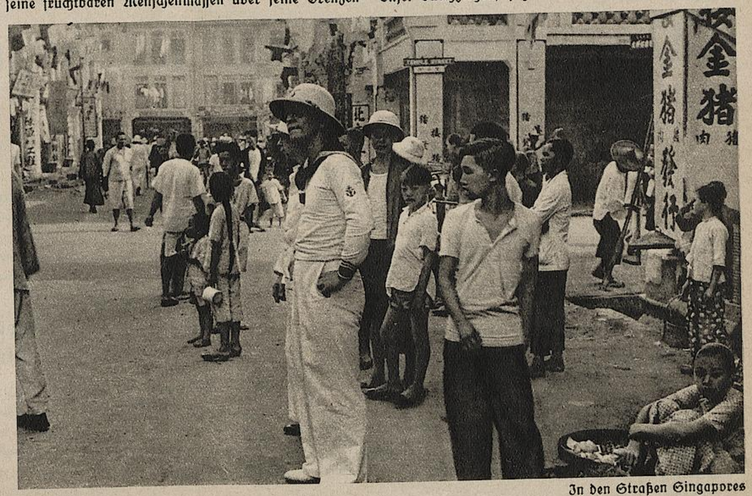
Ebenholz-Elefanten werden vom Fallreep eingehandelt

Es ist gut, zu wissen, daß nicht nur wir Deutschen kurzsichtig einmal eine derartige Schuld auf uns geladen haben, sondern daß es dem größten aller Kolonialreiche einmal ähnlich gegangen ist.

Unser Ankerplatz ist draußen auf Reede. Mit unseren Booten fahren wir durch ein Gewimmel von Dampfern aller Nationen zum Clifford Pier, der in seinen Ausmaßen und in seiner wuchtigen Betonkonstruktion selbst denen, die es bisher noch nicht gewußt hatten, die Augen darüber öffnet, daß wir in einem der größten Häfen des Erdballs liegen.

Aber sind wir in einer Stadt Hinterindiens, oder haben wir uns verirrt und sind direkt nach Nanking und Schanghai gefahren? Chinesen, Chinesen und nochmals Chinesen, chinesische Rikschas, chinesische Trachten, chinesische Schriftzeichen, chinesische Straßenhändler, Chinesen am Steuer und im Fond schwerer Wagen, die Himmelssöhne überall. Völkisch hat das Reich der Mitte diese Stadt in Besitz genommen, hat seine fruchtbaren Menschenmassen über seine Grenzen überströmen lassen in ein Gebiet, in dem die eingeborenen Malayen in ihrer Weichheit und Energielosigkeit dem chinesischen Fleiß, der Zähigkeit, Ausdauer und Händlerschläue keinen Widerstand entgegensetzen konnten. Über 80 Prozent der Bewohner dieser Insel sind Chinesen; Malayen, Vorderinder, ein paar Araber, Japaner und Europäer bilden den Rest. Stundenlang kann man so durch die Straßen laufen, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß wir ja noch gar nicht in China sind. Erst wenn man an einem kleinen Binnenhafen mit Dschunken und Sampans mit ihren schönen rostbraunen Fächersegeln vorbeikommt, breitet sich ein europäisches Stadtbild aus, breite Asphaltstraßen, repräsentative Verwaltungsgebäude, Wohnhäuser im englischen Cottage-Stil, alles in dieses saftige tropische Grün eingebettet, zeugen von bewußter Planung dieser Stadt, die eine große Gegenwart und eine größere Zukunft hat.

Eine dieser vielen breiten Straßen, die die ganze Insel durchziehen, führt über einen Eisenbahndamm



In den Straßen Singapores

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0208
gefördert durch Baden-Württemberg

hinweg, der die schmale Wasserstraße des Selat Tebrau überbrückt, nach dem Sultanat Johore, das schon auf dem Festland liegt. Hier der Insel gegenüber ist Johore Bharu, der Sitz des Sultans und wichtigsten Rajah der malayischen Halbinsel.

Durch die Vermittlung eines hier ansässigen Deutschen lernen wir ihn kennen. Zur Führung hat er uns einen Leutnant zur Verfügung gestellt, der uns zuerst in sein Jagdmuseum bringt, in dem die Jagdtrophäen aller Art des Sultans Raum gefunden haben. Tiger in voller Lebensgröße dutzendweis, da man die Elefanten beim besten Willen nicht ebenso aufstellen konnte, begnügte man sich mit Schädeln, Stoßzähnen und Füßen, die dafür aber mit Silber eingefaßt sind. Nilpferde, Leoparden und Wasserbüffel stehen bunt dazwischen. Wie uns der Sultan später erzählt, ist er besonders stolz darauf, keins all dieser Tiere vom sicheren Hochsitz geschossen zu haben.

Gleich daneben steht ein europäisch eingerichteter Palast, in dem die offiziellen Verpflichtungen erledigt werden. Schöne, große, helle Räume, das Ganze großlinig und klar, eigentlich das Gegenteil dessen, was sich unsere Phantasie von dem Palast eines hinterindischen Rajahs erträumt hatte. Und derselbe Eindruck wiederholt sich, wenn man den Sultan kennenlernt. Seine Großmutter mütterlicherseits ist Dänin gewesen, und diese Tropfen europäischen Bluts haben genügt, diesem großen breitschultrigen 62jährigen Mann mit den eisgrauen zurückgestrichenen Haaren das Äußere eines sonnengebräunten Amerikaners zu geben. Eigentlich nur die Lippen und die Züge um den Mund verraten die fremde Abkunft. Und wenn er dann am Tisch zu fünfen neben einem in seinem wundervollen Privatclub, dem Royal Johore International Club, sitzt und von seiner letzten Europareise, von der er vor wenigen Tagen erst zurückgekehrt ist, erzählt, lebhaft und in breitem Englisch, dann vergißt man, daß es der Sultan von Johore und einer der reichstbegüterten Männer der Welt ist, der einem zur Unterstreichung seiner Erzählungen ab und zu lebhaft auf den Arm schlägt und die Unterhaltung stundenlang allein bestreitet. Ihm gehört praktisch das gesamte Gebiet des Staates Johore, jeder Verkauf ist letzten Endes nur eine langfristige Pacht und fällt unter allen Umständen an die Sultane zurück. Daß dieses Verfahren ein recht lukratives ist, bei all den Gummi-, Ananas- und Pfefferplantagen, Zinnminen und Sonstigem in seinem Gebiet, davon bekommt man einen Begriff, wenn man in die Räume geführt wird, die allein seine Tafelgeschirre beherbergen. Sämtliche Teile, angefangen vom Salznapf bis zu Tellern, Schüsseln und Leuchtern, aus purem Gold, in x-facher Ausführung für einige hundert Personen, neben denen

Pfefferplantage im Staate Johore

die ähnlichen Ausführungen in Silber natürlich gar keinen Eindruck mehr hinterlassen. Daneben herrliche altmalayische Arbeiten mit wundervollen Steinen, Geschenke aus aller Welt, deren Geber wußten, in welcher Umgebung die Dinge einmal stehen würden. Dem Kronprinzen, der aus seiner ersten Ehe mit einer malayischen Prinzessin stammt und dessen malayisches Blut dominiert, baut er eben einen Zoologischen Garten, der jetzt schon einige sehr schöne Exemplare enthält.

Man sieht diesem Manne, der ein ausgezeichneter Schütze, Polo- und Golfspieler ist, und der jetzt mit einer Schottin verheiratet ist, an, daß er sich nicht einfach beiseite schieben läßt, daß die Engländer ihre Kompromisse machen müssen, auch wenn er vor zwei Jahren einmal 500 000 englische Pfunde zum Ausbau Singapores großzügig gestiftet hat.

Von den Engländern werden wir freundlich aufgenommen. Wie immer in den englischen Kolonien geht die Verbindung über den Sport. Fußballspiele mit Singaporer Klubs und den Royal Air Forces, die draußen am anderen Ende der Insel mit drei Geschwadern stationiert sind, Segeln in Dingis in der Nähe der neuen Flottenbasis, Leichtathletikwettkämpfe, Ruderraces, alles in bunter Reihenfolge, schaffen einen Konnex zwischen unserer Besatzung und Singapore, hier Ansässigen und hier stationiertem Militär.

Gerade mit dem Militär finden wir in allen Häfen besonders schnell und nett Verbindung. Es ist uns so vieles gemeinsam, nicht nur die Ausübung desselben Berufes, sondern auch vieles in unserer menschlichen Haltung, das die Brücken leichter schlagen läßt. Dann geht einem manchmal der uralte Vorschlag durch den Kopf, nach dem von jeder Nation ein Kriegsschiff zu einem großen Treffen in eine einsame Bucht geschickt werden sollte, um von dort dann die Politik dieser Erde gemeinsam zu machen. Die hohen Politiker wären wahrscheinlich nicht ganz damit einverstanden.

Während unseres Hierseins ebbt gerade ein Streik der indischen Kulis ab, die statt 45 Cents (1 Dollar = 1,45 RM.) täglich 90 Cents fordern, der ein interessantes Schlaglicht auf die hiesigen sozialen Verhältnisse wirft. Trotz eines Überangebots an chinesischen Arbeitern findet sich kein Chinese bereit, für die Streikenden einzuspringen, nicht aus einem Solidaritätsgefühl heraus etwa, sondern einfach deshalb, weil sich der Chinese für den Beruf eines Straßenfegers und für ähnliche Arbeiten für zu vornehm hält. Daß derselbe Mann als menschliches Zugtier auf glühenden Asphaltstraßen stundenlang für ein paar Cents vor der Rikscha läuft, ist ganz etwas anderes. Es muß sehr viel dazu gehören, wenn es überhaupt möglich ist, sich in die Psychologie dieser östlichen Völker hineinzuversetzen, dem normalen Europäer werden sie ewig ein Rätsel bleiben.

Wie üblich in den großen Häfen des Ostens umschwirren uns von morgens früh bis abends spät Boote, in denen ganze Warenläden aufgebaut sind. Chinesen natürlich, die mit japanischen Waren handeln. Wenn es auch bestimmt nicht die besten Sachen sind, die uns hier angedreht werden sollen, so sind die Preise, für die man nach zähem Feilschen die Dinge bekommt, derart erstaunlich niedrig, daß man sich einen Begriff von den Auswirkungen der japanischen Konkurrenz auf dem Weltmarkt machen kann. Keiner der fast täglich am Nachmittag niedergehenden tropischen Regengüsse kann diese Burschen vertreiben. Wo sollten sie auch hin, sie leben und wohnen auf diesen Booten unter denselben Schilfmatten, mit denen sie ihren Kram vor dem Regen schützen, nähren sich von einer Schale Reis und ein paar Früchten. Sonst fordern sie nichts vom Leben, verharren auch in dieser Bedürfnislosigkeit, wenn sie schon einiges verdient haben, bis zu dem Augenblick, wo es langt, selbst nicht mehr arbeiten zu brauchen, d. h. sich zur Ruhe setzen oder andere für sich arbeiten lassen zu können. Es gibt in dieser Stadt über ein Dutzend chinesischer Millionäre, die von der gleichen Bauwut befallen zu sein scheinen wie die Rajchs, bei denen allerdings der Glaube dahinter steht, daß in dem Augenblick, in dem sie aufhören, irgend etwas zu bauen, ihr Leben ein Ende nehmen muß. Nur so läßt sich die Unzahl irgendwelcher gänzlich überflüssiger Paläste und sonstiger unbewohnter Bauten erklären.

Aufnahmen: Lt. z. S. Hockemeyer

50 Jahre Zufriedenheit mit BOSCH-Erzeugnissen

Was bietet BOSCH

dem Kraftfahrer?

Seit das Kraftfahrzeug seinen Siegeszug begonnen hat, verlassen sich Millionen Fahrer in aller Welt auf BOSCH. Sicheres Fahren, schnelles Starten, kräftiges Bremsen, das ist es, was die vielen Millionen von Kraftfahrern der BOSCH-Ausrüstung verdanken. Ein BOSCH-Kundendienst, der die ganze Welt umspannt, steht dem Kraftfahrer mit Rat und Tat zur Verfügung. Nicht mit Unrecht sagt man deshalb: „Mit BOSCH gerüstet — gut die Fahrt!"

— dem Flieger?

Er ist fast noch mehr als der Kraftfahrer vom zuverlässigen Arbeiten seines Motors abhängig. Was BOSCH gerade dem Flieger mit seiner Zündung und anderen Ausrüstungsteilen bietet, wußten Grade, Blériot oder Farman so gut wie die Ozeanbezwinger Köhl, Hünefeld und Fitzmaurice. Meister der Geschwindigkeit, Sieger über endlose Strecken — sie flogen von jeher mit BOSCH. Natürlich wird heute der fahrplanmäßige Europadienst so gut wie der Südatlantik-Verkehr von Berlin bis Pernambuco mit BOSCH-Ausrüstung geflogen, und auch die Zeppelin-Luftschiffe verlassen sich auf die Zuverlässigkeit ihrer BOSCH-Zündapparate oder -Einspritzpumpen.

— dem Maschinenmeister?

Den Maschinenmeister, den Lokomotivführer, alle, die an Maschinen arbeiten, befreit die BOSCH-Zentralschmierung von der Verantwortung und mühsamen Arbeit des Schmierens. Von einer Stelle aus versorgt sie alle Schmierstellen mit Öl oder Schmierfett — eine Arbeitserleichterung, aber zugleich eine Erhöhung der Betriebssicherheit! BOSCH-Öler und BOSCH-Fettpumpen haben den Mann an der Maschine zum BOSCH-Freund gemacht.

— dem Installateur und Baufachmann?

Installateur und Baufachmann, aber auch der Mann im Betrieb, sind seit 3 Jahren begeisterte Freunde der neuen BOSCH-Elektrowerkzeuge. Die kleineren Elektrowerkzeuge mit Motor im Handgriff, vor allem der vielseitige BOSCH-Handmotor, machten im Jahre 1932 den Anfang. Es folgten der BOSCH-Hammer zum Bohren und Meißeln im Bau- und Installationsfach und die leistungsstarken BOSCH-Hochfrequenzwerkzeuge.

1886:
ein Mann allein am Start
Heute:
sein Werk in voller Fahrt!

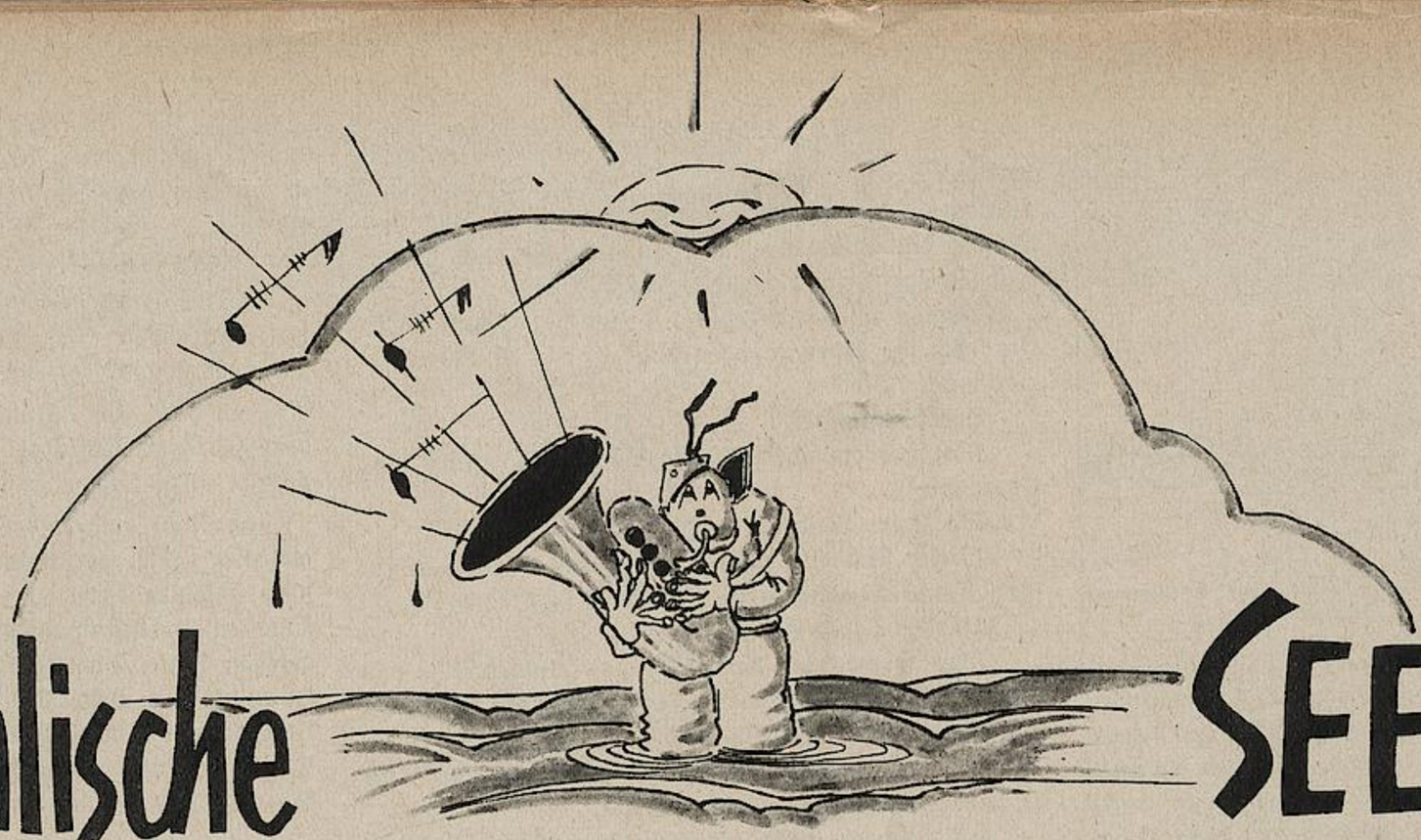
Robert Bosch A.-G., Stuttgart

20

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0209

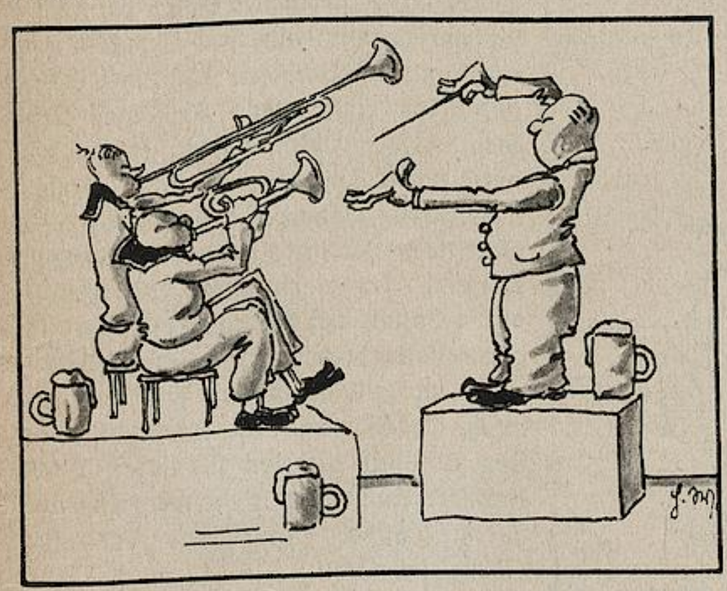
gefördert durch
Baden-Württemberg



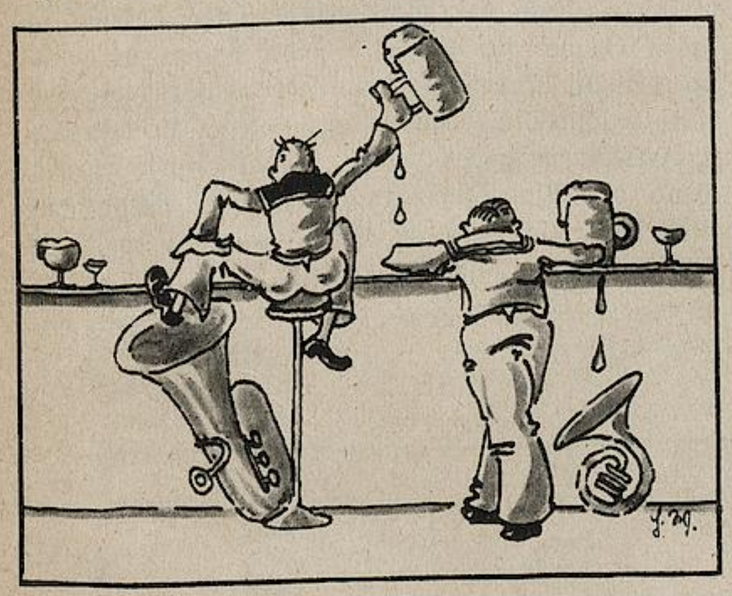
Musikalische SEENOT

Was für den Durstigen die Quelle, ist für den Seemann die — Musik. Sie füllt ihm so manche Stunde der Freizeit aus, und trotz der Segnungen der modernen Technik in Gestalt des Rundfunks ist die Zahl der Seeleute, die sich selber Musik machen, nicht kleiner geworden. So hört man denn oft ein frisches Lied, oder die Schrammelkapelle mit Violine, Gitarre, Mandoline und Teufelsgeige, und wenn's ganz schön ist, spielt einer das Schifferklavier, und um ihn herum sitzen die Männer mit träumerischen Augen.

Am allerschönsten aber ist's, wenn eine richtige Musikkapelle ihre flotten Märsche spielt. Solche Genüsse kennen in der Flotte jedoch nur die dicken Schiffe, voran das Flottenflaggschiff mit seiner Flotten-



kapelle. Doch manchmal kommt's vor, daß das Musikkorps einer Marineartillerieabteilung irgendwo eingeschifft wird, damit die Musiker auch ein wenig von der Seefahrt profitieren, und wenn's dann nach den Seeleuten ginge, müßten die armen Kerle den ganzen Tag blasen. Bloß, weil's so schön ist.



Solch eine Kapelle hatte sich mal ein Verband von kleinen Fahrzeugen besorgt, dessen Name einst in der Marine einen neckischen Klang hatte. Er machte seine Sommerausbildungsreise an der deutschen Ostseeküste entlang, und man besuchte da mal ein Bad und dort einen kleinen Hafen, wo ein Kriegsschiff sonst selten oder gar nicht zu sehen ist. In einem Badeort war nun ein großes Programm aufgezogen worden, worin der Marineball eine vorherrschende Rolle spielte. Die mitgebrachte Kapelle hatte dabei natürlich die Hauptarbeit zu leisten. Märsche und Tänze wechselten in bunter Folge, und die Stimmung wurde selbst von Leuten, die sonst immer den ungefüllten Pfannkuchen hatten und dauernd meckerten, als „ganz groß" bezeichnet.

Es ist unvermeidlich, daß der, der in ein großes Horn, eine Posaune oder sonst in ein Blasinstrument pustet, auf die Dauer einen kräftigen und durchaus natürlichen Durst verspürt. Es nahm daher auch nicht wunder, daß die braven Musiker mit ablaufender Zeit mindestens ebenso stark der Flüssigkeitsaufnahme wie der Atemabgabe huldigten, und so war am Ende des Programms der Anschluß überall, auch auf dem Podium, erreicht, welch letzteres die Meisterbläser nun wirkungsvoll verließen. Im Nu saßen sie verteilt an den Tischen. Die Klarinette wurde in die Ecke gestellt, die Trompete über den Stuhl gehängt. Nun heimsten sie die erblasenen Lorbeeren ein. Der Pinnaßschornstein — sprich Tuba — lehnte an der Theke, und sein Besitzer beschäftigte sich eingehend mit dem Studium des Inhalts sehr viel kleinerer, aber um so gefährlicherer Gefäße.

Die Polizeistunde kam, die Musik, eingedenk ihrer Pflichten und auch mehr oder weniger heftig dazu animiert, entkleidete noch einmal die Luren des 20. Jahrhunderts ihrer Hüllen, blies einen herrlich verstimmten Tusch und band den — letztlich doch zu Unrecht — entfesselten Tonspendern endgültig die Halskrause zu. Dann ging das Licht aus.

Im Dämmer der dritten Morgenstunde glitt die wackere Schar dem Strand zu, um sich im Boot an Bord zu begeben. Diese Absicht schlug indessen fehl, weil nämlich infolge des Tuschs eine Verspätung eingetreten war. Das Boot war weg. Das nächste fuhr erst in einer Stunde.

Warten lag jedoch nicht im Sinne der zerkämpften Musiker. Sie verlangten gebieterisch nach Ruhe und sahen alsbald einen Weg, diesem Wunsche Geltung zu verschaffen. An kleinen schmalen Stegen lagen zahlreiche Boote, die — sonst dem Badepublikum zu sportlicher oder romantischer Betätigung dienend — nunmehr dem Zwecke nutzbar gemacht werden sollten, den Ozean, der die müden Männer von ihrer Koje trennte, zu überbrücken. Das nächste Routineboot würde dann die gekaperten „Zivilistenkähne" schon wieder mit an Land nehmen.

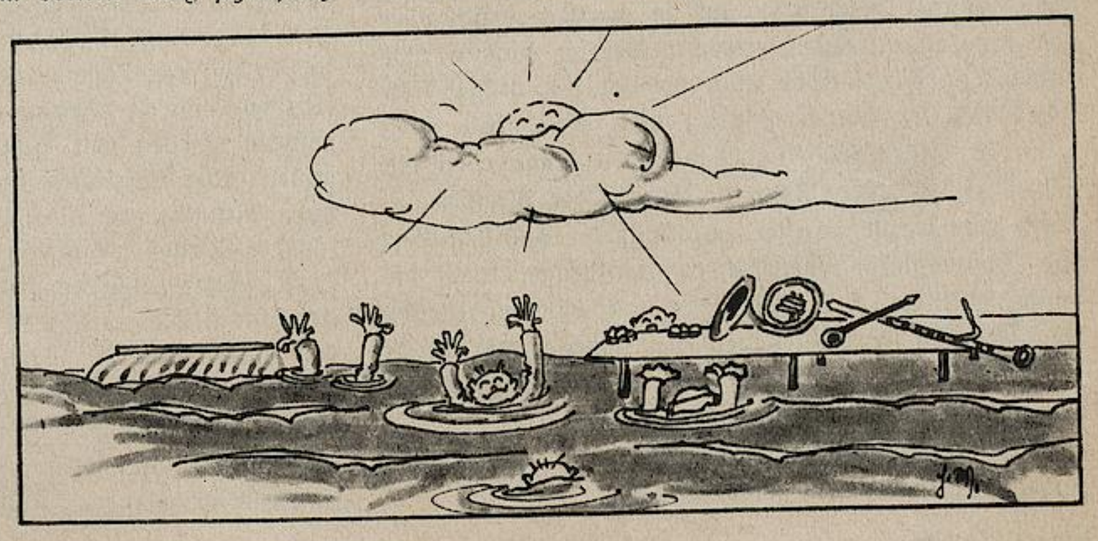
Nach langem Suchen fand man zwar keinen Bootsverleiher, aber auf dem dritten Steg schließlich ein Boot, das — will man der Aussage des Entdeckers glauben — nicht angekettet war. Um dieses Boot erhob sich nun ein eifrig Werben. Der Erfolg war eine recht unfreundliche Einigkeit. Gewiß, alle wollten einsteigen, das war in Ordnung, aber der Platzmangel ließ rasch eine wortreiche Debatte über die Zuständigkeit für den ersten Einstieg in Gang kommen. Der Entdecker behauptete, das erste Anrecht zu haben. Hiergegen erhob der Pinnaßschornstein lauten Einspruch, weil er den ganzen Abend das schwerste Stück hätte tragen und bedienen müssen. Das gefiel wieder dem Mann mit der Pauke nicht, der nach einem Unparteiischen schrie, um Größenmessungen vorzunehmen. Der Posaunenmaat gluckste, er hätte erstens am lautesten geblasen, und zweitens sei er gerade deshalb zu mehr Schnäpsen eingeladen worden. Kurzum, es wurde ein Sängerstreit auf dem Steg. Dem Boot konnte das gleichgültig sein. — Einbaum bleibt Einbaum. — Schließlich gelang es dem Klarinettengast, sich auf Grund seines geringen Körperumfangs und der Knüppelform seines Instruments einen Weg durch das Gewühl zu bahnen. Er jumpte ins Boot. Ein zweiter witterte die Chance, sprang nach und griff rasch nach den Riemen. Da wurde ihm ein Poltern zum Verhängnis.

Zäh bekam der Zorn der ehrlichen Debattierer eine klare Richtung. Der Pinnaßschornstein schnob heran, trat zu und — leicht daneben. Er erwischte nur das Dollbord. Einmal im Schwung, war nun kein Halten mehr. Das Boot wich dem Zweizentnerdruck und entzog sich seiner eigentlichen Bestimmung, indem es seinen Kiel nach oben und die drei Eindringlinge in die Tiefe stieß.

Doch damit nicht genug. In der im Rollen befindlichen Masse der übrigen 21 schrie es nach Raum, teils

im Boot, teils zur Betätigung des Zorns. Ehe der Begriff „Mann über Bord" überhaupt Eingang in die Vernunftzentren gefunden und dort Zeit gehabt hatte, gegenteilige Impulse auszulösen, hatte menschlicher Expansionsdrang, Hand in Hand mit materieller Basisenge, weitere vier in die Fluten gestoßen, wo inzwischen die drei ersten Flüchtlinge gerade wieder aufgetaucht waren.

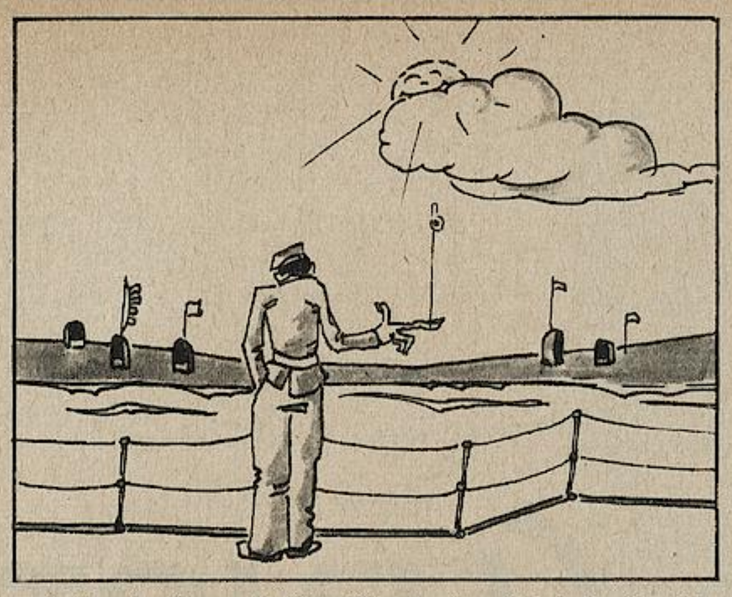
Getümmel! Fagott und Trompete, Waldhorn und Trommel lagen plötzlich einträchtig auf den Planken,



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0210

gefördert durch
Baden-Württemberg



und ihre trockenen Besitzer kümmerten sich fachmännisch um die Frühschwimmer. Als die Wassertiefe auf knapp 1½ Meter ausgelotet war, wurden sie unter freundlichen Verzögerungsspielen sehr gemächlich aufs Trockene gezogen. Zuletzt der Urheber, der dicke Tubameister. Prustend und grollend stand auch er schließlich oben. Da schlug einer eine Vollzähligkeitsmusterung für Instrumente vor. Die Zählung im Dämmerlicht ergab 23. Da fehlte doch eins! Richtig, schon meldete sich der Dicke. Sein, ausgerechnet sein Stück fehlte. — Der Pinnaßschornstein? — In der Tat, der war weg. Ja, wo? . . . Nun, hier gab's nur eine Lösung, und der Künstler ohne Kunst mußte bekennen, daß er ihn wahrscheinlich in der Eile hatte fallen lassen. Also, tauchen!

Aber wer? Die Nassen waren der Ansicht, nun wären die Trockenen dran. Die wiederum meinten, die Nassen seien ja sowieso im Bach gewesen, und da käme es auf einmal mehr nicht an. Ein neuer Sängerstreit drohte auszubrechen. Schließlich erklärte sich der Klarinettengast bereit, nachdem ihm — eigentlich ohne erkennbaren Grund — seine Jugend mehrfach vorgehalten worden war. Die bescheidene Frage nach dem mutmaßlichen Verlustort wurde mit ebensoviel Bereitwilligkeit wie überzeugten Zeigefingern beantwortet, deren Richtung indessen nur zu entnehmen war, daß der Ozean rings herum groß sei. Kernige Ermahnungen überzeugten den kühnen Schwimmer schließlich, daß Handeln seine beste Chance sei. Und so glitt er denn unter reger Anteilnahme hinab, Vinetas Klänge in der Tiefe suchend.

Inzwischen war die Sonne aufgegangen. Ihr rosiger Schein leuchtete wieder auf Gerechte und Ungerechte. Zu den Gerechten zählte sich auch der Wachhabende Offizier des auf der Reede ankernden Verbands. Seit nahezu vier Stunden suchte er nach einer außerroutinemäßigen Befriedigung seines Tätigkeitsdrangs. Bisher war ihm das nicht geglückt. Die Ankerkette, an der der ganze Verband hing, trug wacker. Die Ankerpeilung stimmte haargenau. Die Ankerlaternen brannten. Die Wassertemperatur zeigte keine nennenswerten Schwankungen. Die 2-Uhr-Urlauber waren alle pünktlich an Bord gekommen. Die Routineboote waren nach Plan gefahren. Das Barometer klemmte seit Tagen in der Schönwetterhartlage. Kurz, es war alles in Ordnung, es herrschte tiefer Friede und damit abgrundtiefe Langeweile. Der Bootsmaat der Wache gähnte verstohlen hinter dem Wachmeldebuch, dessen Inhalt nach der fünfundzwanzigsten Lektüre jeden Reizes entbehrte. Der Läufer döste sinnig vor sich hin und zählte zum dreizehnten Male die Urlaubskarten. Der suchende Blick des Leutnants sah also seine Männer beschäftigt, und so wandte er sich über den ihm anvertrauten engeren Bereich hinaus dem nahen Lande zu. Aber auch da bot sich nichts Aufregendes. Die Häuser standen noch am selben Fleck. Von den Strandkörben war das allerdings nicht mit Sicherheit zu sagen. Aber die Stunde der Mondscheinidylle war längst vorüber, und selbst die Zuhilfenahme des Doppelglases förderte nichts zutage, was die außerdienstliche Teilnahme des um eine anregende Beschäftigung so verlegenen Leutnants hätte rechtfertigen können. Gerade wollte er also das Glas mit einem resignierten Achselzucken wieder sinken lassen, als sich seine Gestalt plötzlich straffte und sein Auge blitzendes Interesse zu zeigen begann.

Da war doch was! Da auf dem Steg! Da wimmelten doch Leute herum? Da war doch jemand in'n Bach gefallen? Oder badeten sie da etwa schon? Sah nicht so aus. Und was die Leute da anhatten, sah doch so nach Uniform aus? Sollte etwa . . .?

„Bootsmaat der Wache!" — Wie ein Schuß wirkte das! Es gab einen scharfen Ruck in den Gliedern des wachmüden Recken.

„Herr Leutnant!?" . . .??

„Mal herkommen! Sehen Sie mal dorthin! Was sehen Sie?"

„Wo, Herr Leutnant? Ich kann nichts sehen."

„Wieso, sind Sie schon eingepennt? Dann mal für fünf Minuten aufwachen! Dort, auf dem Steg!" . . .

„Jawoll, da sind Leute."

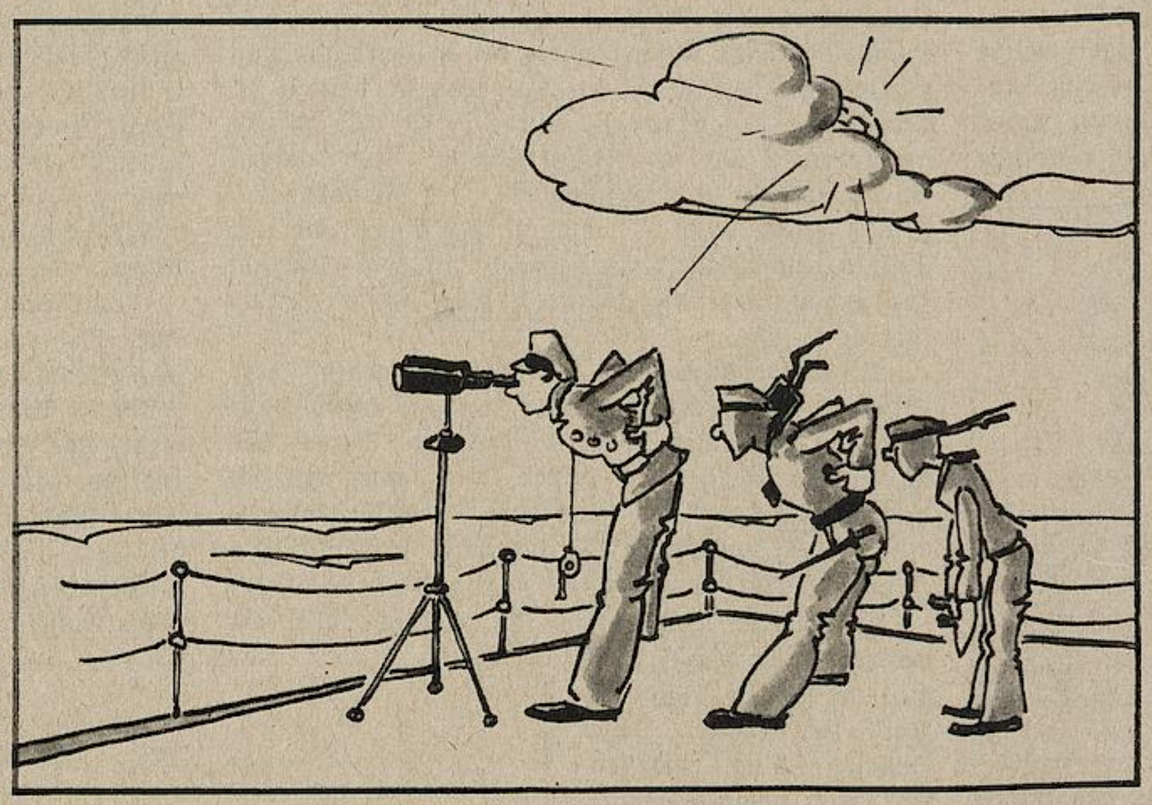
„Was machen die da? Sind das etwa welche von unseren Männern? Na, ich sag's ja, kaum haben sie mal Urlaub bis zum Wecken!"

„Herr Leutnant, das sind sicher welche von die Fischers. Die gehen so früh raus."

„So, Fischers!" Ein ziemlich eindeutiger Blick traf den Bootsmaat. „Sagen Sie mal, seit wann tragen denn die Fischers unsere Uniform? Außerdem fahren Fischers nicht mit Dingis zur See. Nee, nee, mein Lieber, das sind Seeleute . . . Aber was machen die denn bloß? Da jumpt doch immer einer in'n Bach! In Uniform, Mann!"

„Jawoll, Herr Leutnant, jetzt seh' ich's auch, . . . Baden wer'n se ja wohl nich. So nich."

Vorsichtig schnupperte der Unteroffizier nach der Wetterlage bei seinem Vorgesetzten. Dann kam es zögernd heraus: „Vielleicht suchen die was? Oder sie haben gewettet."



„Gewettet!" schnaubte der Leutnant. „Nu aber'n Punkt! Wecken Sie mal den Unteroffizier vom Dienst und die Bootsbesatzung. Die sollen gleich rüber und nachsehen, was los ist. Aber Beeilung! Ich möchte sofort Meldung haben . . ."

Nun war's am Tage. Was der schützende Mantel der Dämmerung liebevoll verborgen, jetzt war's entdeckt.

Aber das wußten die Delinquenten auf dem Steg natürlich nicht. Sie waren gerade dabei, ihren Taucher mit dem gehobenen Schatz zu bergen und deshalb voller Jubel. Es war abgemacht, daß dieser Erfolg einige Lagen kosten würde. Nur einer vermochte die Fröhlichkeit nicht ganz zu teilen, der Tubameister. Das lag einmal daran, daß er bei den Lagen zum einzigen Leidtragenden auserkoren worden war. Zum andern aber beschlichen ihn von Minute zu Minute schwere Sorgen um die Zukunft seines Instruments. Er kannte die verheerenden Wirkungen des Seewassers auf echte Pinnaßschornsteine aus blankem Messing. Die mußte man ja dauernd wienern. Und dabei spien sie doch höchstens stinkenden Qualm aus. Wenn nun sein Pinnaßschornstein morgen mit Grünspan . . .! Und der Musikmeister . . .!! Oh, es war nicht auszudenken!!!

In dieses Stimmungsgewühl stieß plötzlich eine harte Stimme: „Hier, Musik, was macht ihr denn da? Bei euch ist wohl Sonnenstich!"

Es war der Unteroffizier vom Dienst. Das personifizierte Schicksal. Wütend, da wohliger Kojenwärme allzu früh entrissen, kam er heran.

„Ihr sollt euch sofort beim Wachhabenden Offizier melden!" Jäh verstummte das Palaver. Das hatte noch gefehlt! Verfl . . . nochmal! Nun galt's festzustellen, was und wieviel denn der W. O. eigentlich gesehen hatte. Vielleicht schlippte man noch mal klar. Aber als ein Beherzter sich mit einer Frage an den Unteroffizier vom Dienst wenden wollte, war der weg. Er ging, deutlich eingeschnappt, schon auf den Brückenkopf zu. Und da lag ja auch das Boot!

Still und kleinlaut schlich sich die Musik vom Tatort. Es war ein Trauerzug.

An Bord angelangt, ordnete sich die Schar stumm und schnell. Der W. O. ging prüfend die Front entlang. Er sagte nichts. Kein Wort. Er wartete und sah böse aus. Dann glitt sein Blick langsam zu Boden. Hier blieb er haften. Und nun wies sein rechter Zeigefinger auf einige dunkle Flecken, die sich auf dem trockenen Deck abzuzeichnen begannen, rasch an Umfang zunahmen und unzweifelhaft naß waren. Das Versteck im hinteren Glied hatte wieder mal völlig versagt. Die Katastrophe war vollkommen.

Was nun folgte, löste bei dem plötzlich lebhaft gewordenen Bootsmaat der Wache ausgesprochenen Hohn, beim Läufer ein reichlich albernes Grinsen aus. Es fand nämlich eine reinliche Scheidung der Nassen und Trockenen statt, indem die Frühschwimmer kraft diesbezüglichen Befehls auf ihren Plätzen verblieben, während die übrigen zehn Schritte weiter links antraten. Dann gab es eine kurze einseitige Aussprache, deren Inhalt auf die mutmaßlichen Folgen unangebrachter sportlicher Betätigung im Zusammenhang mit Beschädigung fiskalischen Eigentums hinwies. Den Abschluß bildeten Wünsche für den Rest der Nacht, eine Kehrtwendung und hurtige Füße. Dann war endgültig „Ruhe im Schiff".

Zwölf Stunden später erkundigte sich eine Nymphe bei dem ersten Leutnant, der, mit dem Urlauberboot an Land kommend, den gastlichen Strand betrat, nach dem Charakter der eigenartigen Töne, die seit längerer Zeit dem Verband entströmten. Der Leutnant verstand sich daraufhin schmunzelnd zu der Erklärung, daß der Musikmeister unter Verzicht auf jeden Urlaub für sich und seine Getreuen, bemüht sei, der Musikkapelle das Gurgeln abzugewöhnen. Er meinte schließlich, daß es wohl keine Promenadenkonzerte mehr geben würde. Damit behielt er recht. Denn der Pinnaßschornstein war dem Musikmeister noch lange ein Dorn im Ohr. Und der Verband bekam nie wieder eine Kapelle mit.

Zeichnungen: Oblt. z. S. Weingärtner

Kaleu Isegrim

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0211
gefördert durch
Baden-Württemberg

Nachtspuk

Zeichnung: Wywiorski

Da wären wir also wieder einmal in dem Haufen elender Hütten und Scheunen, das sich jenseits unserer Ostgrenze Dorf nannte. Und diesmal sogar die ganze Schwadron in ordnungsmäßiger Marschkolonne, vorn unser „Alter", hinten der Wachtmeister. Spitze und Flankensicherung hatten eigentlich keine rechte Aufgabe. Sie zuckelten gottergeben in den polnischen Winterabend hinein. Ab und zu streckten sich die Füße in den eisigen Bügeln, schlugen die Hände dumpf knallend in den dicken Winterhandschuhen aneinander. Was konnte schon geschehen, wenn die ganze Schwadronsstreitmacht zur Aufklärung auszog? Da war man ja der Heeresgruppe so nahe!

Nahe? Wißt Ihr, was das hieß, in der polnischen Einöde einen Aufklärungsstützpunkt zu suchen? Einen guten Tagesritt entfernt standen vielleicht die ersten vereinzelten Detachements des Brigadeverbandes. Und dann gabs wieder Lücken, riesengroße Lücken nach rechts, links und hinten. Wie oft haben wir Husaren wohl in jenem eisigen Winter 1914—15, eingekeilt zwischen eine drei- bis vierfache Uebermacht der Russen mal einen Infanteristen oder Artilleristen gesehen? Nur unsere treuen „Heinzelmännchen", die Jäger auf dem Stahlroß, schwirrten manchmal mit einem losen Scherzwort um uns herum.

„Bei Euch gucken ja gar keine Flaschenhälse mehr aus den Freßbeuteln, Husaren?"

„Die habt Ihr uns alle ausgesoffen!"

Ach nein, die schönen Zeiten aus Belgien und Frankreich waren vorüber, wo man sich um den Magen nicht viel Gedanken machte. Ein Stück kernigen Kommißbrotes und eine Pulle guten Rotspohns waren immer da. Jetzt kann sich glücklich preisen, wer mal im Feldpostpaketchen ein Fläschchen Rum von Muttern auspackt. Und der östliche Winter ist verflucht kalt, der Wind aus der asiatischen Steppe pfeift eisig auch durch die dicksten Wollwesten.

Und die Einsamkeit der unendlichen Weite legt sich wie ein eiserner Reif um die Herzen.

Du reitest dahin mit wenigen Kameraden, über Dir bald stahlblau, bald diesig verhängt der Winterhimmel. Wohin der Blick schweift, schnee- und eisbedeckte Oede, hier und da von Waldstreifen oder Bodenwellen unterbrochen.

Eis, Schnee, Himmel und Erde. Und darin ein Trüppchen Menschen, auf ängstlich schnaubenden Pferden, die Augen scharf spähend, die froststarren Hände um Leinen und Lanze gekrallt.

Was tun sie hier? Wozu reiten sie in die Unendlichkeit? Hier regnets keine Zuckerhüte wie in den Schützengräben im Westen, hier vorn stürzen nicht die Massen aufeinander los. Und doch weiß jeder, daß es hier fast mehr noch als in der Kampflinie auf den einzelnen ankommt, auf die Schärfe seines Auges, auf die Pflege seines schnellen Pferdes, auf die Sicherheit seines Urteils. Da weit hinten, die eigentlichen Kampfkolonnen, die verlassen sich darauf, daß Du die Gefahren ausspähst, die Stärke des Feindes feststellst, die Meldung sicher zurückträgst; denn der Begriff Flugzeug war damals noch so gut wie unbekannt.

Und dann ist da — Tag und Nacht — die nervenzerreißende Spannung des Augenblicks, die Romantik des abenteuerlichen Reitens, die hinter jedem Busch lauernde Gefahr eines Kosakenrudels. Auch der Feind ist nämlich nicht müßig, und er setzt 100 gegen 15 Patrouillenreiter, 10 gegen einen Meldereiter. Wer da den anderen überlistet, rettet sich, rettet die Front.

Reiten, spähen, melden! Und Einsamkeit! Ein geknickter Telegraphenmast wirkt schon belebend, ein Hüttenhaufen erweckt anheimelnde Gefühle.

Doch heute sind wir 100 stolze Reiter, die wir vorsichtig über die fußtief zerfurchte, vereiste Straße des Dorfes klappern. Vielleicht werden wir uns schon morgen in kleinen Splittern über die Ferne zerstreuen.

Wie ist das wohlig in den erstaunlich gut gefüllten Scheunen zwischen den behaglich kauenden Pferden! Es muß wirklich nichts los sein, denn der „Alte" läßt sogar absatteln. Eine Erleichterung für die armen Tiere, die man ihnen wohl gönnen, die uns aber sonst teuer zu stehen kommen kann. Bei Alarm den Woilach und den zentnerschweren Sattel auf den Pferderücken wuchten, kostet kostbare Minuten, in denen es bereits ums Leben geht. Um so schöner ist es jetzt. Der warme Stalldunst legt sich einschläfernd auf die froststarren Glieder, und bald mischt sich in das leise Schnaufen der Tiere das rhythmische Schnarchen ihrer Hüter. Gefahr? Wie leicht gewöhnt man sich an sie, wenn sie stündlich vom Himmel schneit! Und hier — ist's — ja — so — harmlos!

Der Morgen dämmert, ein prachtvoller, klarer Wintermorgen. Fast wie im Manöverbiwak schlendern wir über die Gasse, schöpfen Wasser aus den abgrundtiefen Ziehbrunnen, schütten Hafer in die Freßbeutel, hören von ferne ein jämmerliches Quieken und vermuten ganz richtig, daß da gerade auch für uns das Mittagsmahl geschlachtet wird. Doch die Kette der angenehmen Ueberraschungen ist noch nicht zu Ende. Plötzlich rumpelts über die Straße; und — richtig — da schwankt ein Bagagewagen heran mit — Feldpostpaketen! Nanu, haben wir denn Waffenstillstand? Oder was ist sonst los? Aber der Husar ist kein Grübler. Mal nachsehen, was Mutter heute eingepackt hat!

— — —

Und wieder senkt sich der frühe Winterabend herab. Heute ist nichts mit dem warmen Stall. Unser Beritt hat Feldwache, dort am Ausgang des Dorfes, wo wir in weiter Ferne den Feind vermuten. Na, auch das wird zu ertragen sein! Nur zwei Mann stehen jeweils eine Stunde auf Posten, die anderen können sich derweilen in einem nahen Haus aufhalten. Es ist ein eigenartig massives Haus. Da muß jemand wohnen, der nicht nur Vieh, sondern auch Geld hat. Richtig, eine dunkellockige Gestalt im langen Kaftan empfängt uns mit tiefen Bücklingen. Die Lippen gurgeln etwas im schönsten jiddisch.

„Wenn mer den Ollen sieht, kann eenen ooch de Butter vons Brot fallen" murmelt unser dicker Hahn in seinem gemütlichen halleschen Tonfall.

Wahrhaftig, der Kaftan war eine wahre Landkarte von Dreck, Speck und sonstigen, undefinierbaren Ingredienzien. Doch der Alte zog sich mit unaufhörlichem Dienern hinter eine Tür zurück, dafür . . . Ich fühle einen Knuff im Rücken:

„Bathseba geht ein zum König . . ." raunt Fritzchen Kraus, der kleine Theologiestudent. In wahrhaft orientalischer Pracht rauschte des alten Viehjuden Töchterlein herein, süß lächelnd und knixend. Doch die Atmosphäre war ihr wohl zu kühl, auch sie verschwand wieder im schützenden Familienzimmer.

— — —

„Ablösung!" kam es kurz und scharf von der Tür. Fritzchen Kraus und ich schulterten den Karabiner. Die Luft war diesig geworden. Milchige Schwaden senkten sich langsam wie schwere Leinentücher auf die Hütten, die Konturen der Bäume und Sträucher seltsam verzerrend.

Hinter dem Hause lief ein breiter Graben entlang, am Ende der Dorfstraße von einem Bohlensteg überquert. Hier postierten wir uns.

„Wenn ihr etwas seht, nur ein Anruf, dann schießen" befahl der Unteroffizier. Fast hätten wir gelacht. Woher soll wohl eine Menschenseele hier kommen? Aber freilich, man kann nie wissen . . .

Wir standen und schauten. Drüben, auf der anderen Seite des Grabens, standen unregelmäßige Büsche, rechts und links lief eine Reihe von Weidenstümpfen, die in den wehenden Nebelschwaden gespenstige Formen annahmen. Es war, als ob Unholde schwerfällig auf der Wiese einherstampften. Die Phantasie ging auf Märchenwegen, unwillkürlich kroch ein Gefühl heran, als ob irgendwo etwas lauere: ein Spuk? eine Gefahr?

Wie lange wir zwischen Spähen und Träumen standen, weiß ich nicht. Plötzlich berührte mich Fritzchen Kraus am Arm. „Da", flüsterte er, „ist da nicht . . .?"

Etwas bewegte sich, sicherlich, aber was?

Unsinn, wir werden von dem Nebel noch verrückt. Ich reibe die Augen, nichts mehr . . . Auch Kraus sieht sich enttäuscht um.

Da wieder! Er ist nicht mehr zu halten, obwohl ich ihn am Arm packe. Wenn etwas ist, müssen wir klar sehen.

„Halt, wer da?" Ein Windstoß läßt die Büsche durcheinanderfahren. Springt es da nicht?

Bum! kracht der Karabiner. Alles ruhig. Die Wache kommt angestürzt. Werden wir überfallen, dann müssen wir hier aushalten, bis die Pferde aus den Ställen sind. Doch nichts geschieht.

Wie spät ist es eigentlich? Die Leuchtziffern zeigen 4 Uhr morgens. Im Dorfe rührt es sich. Ein Mann keucht heran:

„Meldung an Herrn Rittmeister, warum geschossen wurde!"

Wir berichten. Nach einer Weile kommt der Befehl: „Wache einziehen, satteln, fertig machen zum Abreiten!" Seit wann ist der Alte so ängstlich? Wir wußten nicht, daß zwei Unteroffizierspatrouillen den ganzen Tag über das Gelände durchstreift hatten.

Mit Blitzesschnelle steht die Schwadron auf der Straße. Befehle wurden im Flüsterton gegeben. Eine Lanze klirrt, Riemenzeug knarrt, ein unterdrückter Fluch, sonst regt sich nichts.

Sollen wir etwa in dieser Dunkelheit, im Nebel reiten? Und warum?

„Weitersagen: Aufsitzen! Langsam . . ."

Das weitere erstirbt in einem unbeschreiblichen Geheul! Von allen Seiten braust's heran, auf kleinen, zottigen Pferden, Pelzmützen auf den Köpfen. Kosaken! . . .

Schon brodelt auf der engen Straße ein wahrer Hexenkessel. Pferde bäumen sich. Wo ist Freund, wo Feind? Aber dann packt uns die eiskalte Wut, schärfen sich die Sinne.

„Die Schweinebande!" schreit der Rittmeister. Er reißt einem Mann den Karabiner aus der Hand, schießt.

Es war wohl der einzige Schuß, der noch in dieser Spuknacht fiel. Jetzt wollen wir euch das Fell versohlen! Die schönen Stahlrohrlanzen, sonst so kunstgerecht geschwungen, werden zu Prügeln. Krach, krach, saust es auf Pelzmützen, Arme, Pferdeköpfe. Unser Schleswiger Detlefsen, von dem man sagt, daß er einen Tanzboden allein ausräumen kann, ist in seinem Element. In wenigen Minuten ist um ihn ein freier Raum von zwei Pferdelängen Durchmesser. Schreie gellen auf, nochmal ein Tohuwabohu von Menschen- und Tierleibern, dann stiebt der Spuk davon.

„Anreiten!" tönt es ruhig, „jeder sieht nach seinem Nebenmann."

Als der Morgen graut, haben wir das gastliche Dorf hinter uns. Keiner fehlt! Wir atmen erleichtert auf.

Und dann haben wir herzlich gelacht, denn eine so ulkige „Schlacht" haben wir noch nie erlebt.

Erich Metzger

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0212
gefördert durch Baden-Württemberg

Fortsetzung von Seite 9

DIE GEBIRGSJÄGER AM WATZMANN

lagernden Gerät der Bergwacht und dem von der Truppe mitgebrachten Gerät sowie mit Verpflegung und frischer Leibwäsche für die Bergwachtleute sofort abrückend zunächst die Wimbachgrieshütte erreichen und dann noch in der Nacht weitermarschierend das gesamte Rettungsgerät auf den Gipfel der Südspitze verbringen. Die Angehörigen der Bergwacht, die bereits zur Grieshütte aufgestiegen waren, sollten ohne Gepäck mit zeitlichem Abstand in der durch die Gebirgsjäger getretenen Spur nachfolgen, um zum Einstieg in die Ostwand frisch und bei Kräften zu sein. Diese Maßnahme war notwendig, um den Bergwachtleuten nach der im Sturm schlecht verbrachten Beiwacht den dringend erforderlichen Schlaf zu gewähren. Entsprechend dieser Absicht bildete Oblt. Raithel aus seiner Abteilung zwei Staffeln, von denen die erste in Stärke von 25 Mann, aus ausgesuchten Bergsteigern bestehend, das Rettungsgerät, die zweite die zunächst notwendige Verpflegung und die Reservewäsche zu übernehmen hatte. Um 20 Uhr rückten beide Staffeln gemeinsam zur Wimbachgrieshütte ab.

Das durch Rundfunk gegen Abend von Westen her im Anmarsch gemeldete ausgedehnte Störungsfeld war um diese Zeit bereits wirksam geworden und brachte strömenden Regen, der in höheren Lagen in Schnee überging.

Um 23 Uhr traf die Kolonne, völlig durchnäßt, auf der Wimbachgrieshütte ein. Nach kurzer Besprechung mit Aschauer wurde der Weitermarsch auf 3 Uhr festgelegt. Um 5 Uhr sollten die Bergwachtleute nachfolgen. Nach kurzer Ruhe trat die Staffel 1 pünktlich den Aufstieg zur Südspitze an. Zu dem in dichten Flocken fallenden Schnee war ein heftiger Südweststurm getreten. Zwei Berchtesgadener Bergführer, die des Weges kundig waren, spurten voraus, dicht aufgeschlossen mit schwankenden Laternen folgte die Abteilung. Mit Schiern wurde in dreiviertelstündigem Marsch der Einstieg zum Weg auf den Südgipfel erreicht. Zur Umgehung des durch tiefen Neuschnee lawinengefährlichen Sommerweges mußte der Anstieg über den den sogenannten „Schönfeldgraben" nach rechts begrenzenden, teilweise vereisten Grat genommen werden. Die Schier wurden mit den Steigeisen vertauscht. Etwas verlangsamt, aber stetig gewann die Abteilung an Höhe. Zwei Stunden mochten ungefähr verstrichen sein, als sich das Gelände zurücklegte und leichter wurde. Das sogenannte „Schönfeld" war erreicht.

Inzwischen hatte der Sturm, dessen Wüten, je mehr an Höhe gewonnen wurde, immer mehr zu schaffen machte, die Schneewolken auseinandergetrieben, und der als schmale Sichel am Himmel stehende Mond spendete spärliches Licht.

Unten auf dem Gries tauchten nun schon die Lampen der nachfolgenden Bergwachtleute auf und näherten sich rasch. Doch infolge nunmehr wieder leichteren Geländes und der durch den Mondschein besseren Sicht ging auch der Anstieg der Spurkolonne rascher vonstatten, bis die vereisten Felsen des Südgrates der Watzmann-Südspitze neuerdings zur Vorsicht zwangen und das Vorwärtsdringen erschwerten. Gegen 9 Uhr hatte die Mannschaft der Münchener Bergwacht, die in der gut ausgetretenen Spur rasch und verhältnismäßig mühelos hatten nachfolgen können, die schwer belasteten Jäger eingeholt. Unter einem weit vorgewölbten Felsüberhang, der etwas Windschutz bot, wurde gehalten. Sechs Mann wurden beauftragt, unter dem Überhang eine genügend große Schneehöhle auszubauen, die, falls die Bergungsarbeiten bis in die Nacht hinein andauern würden und ein Abstieg nicht mehr möglich sein sollte, die Bergungsmannschaften aufnehmen konnte. Alle übrigen mit den gesamten Seilen — rund 900 Meter — sowie dem sonstigen Gerät wie Pickel, Mauerhaken, Kletterkarabinern und Zeltsäcken stieg weiter zum Gipfel an. Es mag wenige Minuten nach 10 Uhr gewesen sein, als der Anfang der Kolonne die Südspitze (Schönfeldspitze) des Watzmanns erreichte.

Der Sturm, der schon während des bisherigen Anstiegs an Heftigkeit mehr und mehr zugenommen hatte, zwang nach dem Betreten des Gipfelgrates immer wieder Pausen auf und verhinderte jede Vorwärtsbewegung. Deshalb wurde sofort nach Erreichen des Gipfels darangegangen, die Schneehöhle, die den Bergwachtleuten zwei Nächte vorher als Unterschlupf gedient hatte, erneut auszubauen.

Doch ein Gutes hatte dieser Sturm; der Gipfel selbst war nebelfrei. Die von Westen und Norden immer neu herandrängenden schweren Schneewolken wurden wieder zurückgetrieben. Im Süden stand ein Streifen blauer Himmel, die weißen Schneepyramiden der Hohen Tauern lagen im hellen Sonnenlicht.

Um 10.30 Uhr war das gesamte Gerät am Gipfel einsatzbereit. An sechs aneinandergebundenen Seilen von insgesamt 180 Meter Länge wurde als erster Aschauer in die Tiefe gelassen. Nur wenige Soldaten konnten bei diesen Abseilarbeiten den Bergwachtleuten infolge der Enge des Platzes helfen. Die anderen deckten sich so gut es ging, in der Schneehöhle sitzend, mit ihren Zdarsky-Zeltsäcken gegen den rasenden Sturm, bereit, beim Aufseilen der Verunglückten später helfen zu können und bereit, den Abtransport des gesamten Geräts nach Durchführung der Bergung zu übernehmen.

Langsam wurde Aschauer, oft bis zum Kopf im losen Pulverschnee steckend, in die Ostwand abgeseilt. Er hatte die Absicht, zunächst eine kleine aus der Wand vorspringende Schulter zu erreichen. Da löste sich plötzlich ein mächtiges Schneebrett unter seinen Füßen und stürzte als riesige Staublawine über die Wand hinunter. Endlich war Aschauer am beabsichtigten Ziel. Die beiden Münchener, Schmaderer und Göttner, wurden als nächste abgeseilt, dann folgte der Berchtesgadener Bergführer Sepp Kurz. Nochmal ließen nun diese drei Aschauer weitere 100 Meter hinunter, ohne daß es ihm gelang, die beiden Vermißten zu entdecken. Nachdem sie ihn wieder zu sich heraufgeholt hatten, versuchte Schmaderer sein Glück etwas weiter links und fand nunmehr die Vettern Frey etwa 50 Meter unterhalb in einer Höhle auf. Die Verbindung mit den Vermißten war hergestellt. Man sah, wie der von Herrn Siebenwurst in der gegenüberliegenden Watzmannscharte postierte Beobachter eilig die Schier anschnallte, um die freudige Botschaft ins Tal zu bringen.

Das war der letzte Ausblick vom Watzmanngipfel. Dann drängten die schweren Wolken zum letzten Male heran und siegten. Waagerecht riß der Sturm feine Schnee- und Eiskörner über den Gipfelgrat. Die vom nächtlichen Regen her durchnäßten Kleider der Gebirgsjäger waren längst steif gefroren und überzogen sich nun an der Windseite mit einer dicken Eisschicht. Nur ungenügend schützte das Tuch der Uniform gegen den alles durchdringenden Wind.

Drei weitere Helfer waren inzwischen noch in die Ostwand hinuntergeseilt worden, und wenn sich die Nebelschleier etwas lichteten, dann sah man die schwachen Umrisse der Retter unten eifrig am Werk. Drei Stunden verstrichen so, während die oben am Gipfel die Minuten zählten.

Endlich — es war gegen 14.30 Uhr — schien die Arbeit unten getan zu sein. Nun begann für die am Gipfel der schwerste Teil des Rettungswerkes, das Aufseilen der beiden Geborgenen und ihrer Retter. Rascher als man zu hoffen wagte, ging es vonstatten. Kurz nach 15 Uhr stieg der erste der beiden Vettern Frey aus der Wand aus, die ihn sieben Tage lang festgehalten hatte. Da kam von den zum Abtransport des Gerätes eingeteilten Jägern die Meldung, daß einige Leute bereits Erfrierungen davongetragen hätten. Der Führer des Kommandos des Geb.-Jäg.-Regts. entschloß sich daraufhin, mit diesem Teil der Leute den Abstieg sofort anzutreten. Der größte Teil der Seile und ein Teil des übrigen Geräts mußte allerdings geopfert werden. Das Freimachen und Entknoten der starren und vereisten Seile hätte noch Stunden Arbeit gekostet, und die Nacht drohte schon. Noch mehr schien inzwischen die Gewalt des Elements angewachsen zu sein; denn immer wieder zwangen neue Windstöße die Absteigenden minutenlang auf den Boden, um nicht fortgerissen zu werden. Nach einer halben Stunde war der schlimmste Teil des Weges zurückgelegt. Am unteren Biwakplatz war bald alles versammelt, und nachdem bei dem guten Fortgang der Bergungsarbeiten auf dem Gipfel mit deren raschem Abschluß zu rechnen war, wurden auch die hier zurückgebliebenen Ausrüstungsgegenstände versorgt. Gemeinsam mit den am unteren Biwakplatz eingeteilten Jägern wurde nunmehr der Abstieg fortgesetzt. Der Wind hatte die von ihm besonders bestrichenen Flächen vom Neuschnee freigehalten, ihn jedoch an windgeschützten Stellen zu mächtigen Schilden angehäuft. In Abständen, wegen der Lawinengefahr die deckenden Felsen nach Möglichkeit ausnützend und Hangquerungen vermeidend, ging es talwärts. Bis zu den Knien versank man schon im Neuschnee, wo man vorher kaum knöcheltief eingebrochen war. Rascher als beim Aufstieg — jeder Tritt war nun schon bekannt, und das letzte Licht des sinkenden Tages wies den Weg — wurde auch das letzte Gratstück überwunden. Bei Einbruch der Dunkelheit waren die Schier erreicht, und in raschem Lauf ging es zur Hütte hinunter.

Kaum 30 Minuten später folgte bereits der erste Trupp mit dem einen der Geretteten, nicht lange danach der Rest mit dem zweiten. Das Werk war gelungen. „Bergsteiger lebend geborgen, treffen morgen ein" meldete der Funker von der Wimbachgrieshütte ins Tal hinunter.

Die Staffel 2 der Jägerabteilung hatte inzwischen die gesamte Reservewäsche und Verpflegung zur Grieshütte gebracht, ausreichend, um jeden mit frischer Unterwäsche auszustatten, um jeden der Insassen der übervollen Grieshütte satt zu machen.

Hilfreiche Hände bearbeiteten stundenlang die erfrorenen Füße der Geborgenen, die erstaunlich frisch noch aus eigener Kraft den Weg vom Gipfel bis zur Hütte hinunter hatten machen können und nun, vom Arzt betreut, zu erzählen begannen. Noch am Abend kam auf die Nachricht von der glücklich durchgeführten Rettung der Bergwachtführer Siebenwurst und Hptm. Soltmann mit Hilfe des vom Führer persönlich zur Verfügung gestellten Vierradantriebwagens zur Hütte. Mit Stolz hörte der Führer der Reichenhaller Gebirgsjäger das Urteil des Leiters der Bergwachtexpedition Aschauer: „Ohne die Soldaten wäre es nicht mehr gelungen". Nicht lange später lag die Hütte in tiefem Schlummer. Alle, die sie beherbergte, waren frohen Herzens darüber, daß das Werk gelungen, der schwere Tag glücklich beendet war.

Immer noch blies der orkanartige Wind den Schnee in dichten Wolken um das Haus, als am nächsten Morgen die Jägerabteilung abmarschbereit zum Abrücken ins Tal stand. Eine knappe Wegstunde unterhalb der Hütte lag eine riesige Lawine, die wenige Minuten vorher vom Hochkalter abgegangen war, quer über der Spur, eine deutliche Warnung, daß jeder weitere Rettungsversuch unmöglich gewesen wäre.

Zu Mittag vereinigte ein gemeinsames Essen auf Einladung des Führers Soldaten und Bergwacht im „Hotel Post" in Berchtesgaden. Während am Abend vorher jeder still und für sich froh war des guten Endes, herrschte hier bald laute Freude.

Gegen Abend wurde eine Abordnung der Bergungsmannschaften auf den Obersalzberg zur Meldung beim Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht befohlen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0213
gefördert durch
Baden-Württemberg

HANS WENDT:

Stube 118

Ein heiterer Tatsachenbericht aus dem Leben der neuen Rekruten/mit nützlichen Winken für solche, die es werden wollen

5. Fortsetzung

Ja, es ging durchaus nicht immer geräuschvoll und ausgelassen bei uns zu. Manche Stunde hindurch verbrachten wir in ernster Unterhaltung über Fragen, die uns alle angingen. Wir lernten gemeinsam, einer vom anderen. In der engen Gemeinschaft wurde man mit den Auffassungen anderer Berufe, Landschaften und Stämme unserer Heimat vertraut, die uns sonst fremd geblieben wären. Gerade die Enge war ein gutes Mittel zum Kennenlernen des anderen und zum Erlebnis der Volksgemeinschaft, von der wir ja einen Ausschnitt verkörperten.

Da war einer unter uns, der als Familienvater seit Jahren das furchtbare Los der Arbeitslosigkeit getragen hatte. Andere waren ebenfalls trotz ihrer Jugend zeitweise schon ohne Beschäftigung gewesen. Einer hatte mit zwanzig Jahren einen schweren Berufsunfall hinter sich. Wieder andere, vom Glück begünstigt, waren weit herumgekommen. Sie konnten von der Fremde, von Vergleichen zwischen unserem Volke und anderen Völkern berichten. Mehrere waren Amtswalter der Partei, sie sprachen über Ziele und Gliederungen der Bewegung. Heinrich, der Attaché, wurde viel nach den außenpolitischen Vorgängen gefragt. Zeitungsnachrichten wurden gemeinsam erörtert. Schon früh wurden die Tagesereignisse im Rundfunk gehört. Jeder machte sich seine Gedanken über Größe und Entwicklung dieser Zeit.

Wir lernten von einander auch in dienstlicher Hinsicht. Wer bestimmte Dinge schon beherrschte oder sie besser kapiert hatte als ein anderer, machte sie jetzt klar. Öfter wurde das Lehrgewehr, das sich bei uns zu Gast befand, oder auch unser MG. hervorgeholt; man sah sich die einzelnen Teile in Ruhe an, erklärte sich gegenseitig die Funktionen und das Auseinandernehmen der Teile, befragte Gerhard, den „Ufa", nach diesem und jenem. Auch beim Stiefelwichsen wurden Erfahrungen und kleine Tips ausgetauscht. Daß beispielsweise die häßlichsten Langschäfter, das unansehnlichste Koppel, wenn sie nach einer bestimmten Methode behandelt werden, allmählich blank zu kriegen sind: indem man nach dem Verreiben und Einziehenlassen der Wichse mit einem harten Gegenstand, am besten mit der runden Kante der Büchse, kräftig nachreibt, so lange, bis sich die Lederporen geschlossen haben. Manche machten das lieber mit einem Glas unter Zusatz von Wasser, andere mit dem Bürstenrücken. Hauptsache war, daß die Schäfte und das Koppel zum Schluß prächtig blinkten!

Noch in vielen anderen Beziehungen konnte man sich unterstützen und zu Hilfe kommen. Briefmarken, Papier, Zigaretten und Medikamente waren Gemeingut. Durch den scharfen Sport der ersten Zeit, zum Auflockern und Eingewöhnen der untrainierten Körper bestimmt, hatte mancher einen Muskelkater davongetragen, der ihn zeitweise fast aktionsunfähig machte. Mühsam zog sich so ein Unglückswurm die Treppen hoch, und bei der formalen Ausbildung mußte man die Zähne aufeinanderbeißen, um sich nicht zu blamieren. Da griffen dann abends die Herren Masseure ein: Lehmann, der Berliner, und Hans, der lustige Magdeburger, der sogar auf diesem Gebiete besondere Talente entwickelte. Entweder von ihren Künsten oder durch Zeitablauf verzog sich das Übel nach wenigen Tagen. Wer in den ersten Tagen noch so schlimme Muskelschmerzen hat, braucht sich keine Sorgen zu machen; sowas vergeht rasch, und am Sonntag kann man wieder tanzen!

An Arbeit und Plänen der anderen nahm jeder eifrigen Anteil. Nico, der unermüdlich vom Rhein erzählte, entwickelte Zukunftsbilder, in denen er als Kapitän „einer" stattlichen Boot mit Lies als ebenso stattlicher Kapitänsfrau die Ströme befuhr. Lehmann, der Berliner, begeistert von der schönen Umgebung unserer Garnison, schmiedete Pläne, wie er mit „Kraft durch Freude" zurückkehren, hier seinen Urlaub verbringen und all die Stätten ruhmreicher Soldatentätigkeit wieder besuchen werde. An Geburtstagen wurde der jeweilige Jubelgreis von allen beglückwünscht. Dann wurde ihm „Vom Arbeitsplatz zum MG. Dreyse" als Geschenk überreicht, in das alle Kameraden zur Erinnerung die Namen eintrugen, und abends gab es eine Geburtstagslage. Der Schriftleiter wurde oft damit gefrozzelt, ob er nicht auch so ein Buch zu schreiben gedenke. Er verwahrte sich händeringend. Über die Garnison und den Dienst sei ja so viel Nettes geschrieben worden, daß kaum noch was übrig bliebe, mit Ausnahme der primitiven Alltagsdinge.

„Höchstens über euch Burschen müßte mal einer ein Buch schreiben, hier über die Stube 118!" „Nicht wahr, solche Knalltypen wie uns gibt's nicht so bald noch mal?", rief der Doktor strahlend und klopfte ihm mit dem ganzen Schwergewicht seiner Persönlichkeit auf die Schulter.

Wir suchten uns auch, wo notwendig, gegenseitig etwas zu erziehen. Es gab mancherlei Anlaß. Dem einen wurde mehr Ordnung, dem anderen mehr Reinlichkeit nahegelegt, dem dritten geraten: „Paff nicht von früh bis spät! Diese Sargnägel sind ein elendes Zeug, und du ruinierst dir die Lunge!" Beim vierten hieß es: „Gib nicht so an!" Jeder wurde unerbittlich mit seinen Schwächen aufgezogen, — und keiner nahm übel. Das ist ja die Voraussetzung ehrlicher Kameradschaft.

„So gut wie wir verstehen sich die anderen alle nicht!" Das war stark übertrieben, denn aus vielen Stuben der Kaserne scholl abends fröhlicher Gesang, und die Kameradschaft wurde im ganzen Bataillon sehr gepflegt. Aber wir fanden nun mal, daß es bei uns am schönsten wäre. Das wird in jeder sich gut vertragenden Gemeinschaft so sein. Wir meinten sogar, daß es schade wäre, wenn so eine Stubenkameradschaft aus weniger als einem Dutzend bestände, weil in einem kleineren Kreis nicht so vielseitige Interessen vertreten und Reibungen leichter möglich sein würden. Ob diese Auffassung richtig war, soll dahingestellt bleiben. Unzweifelhaft hatten wir alle Glück gehabt, in eine Stube mit lauter netten, ordentlichen, anständigen Kerlen zu geraten. Je näher wir uns kennenlernten, je besser stimmten wir uns aufeinander ab.

Es war eine Freude, zu beobachten, wie die Abteilung überall zusammenhielt.

Krisen

Es gab natürlich auch mal Reibungen, kleinere oder größere Auseinandersetzungen, wie sie nach einer gewissen Zeit überall unvermeidlich sind, wo Menschen auf kleinstem Raum miteinander auskommen müssen. Die Eigenarten des Nachbarn, eben noch mit Belustigung beobachtet und als Beitrag zu unserem winzigen Kosmos positiv bewertet, erschienen in der nächsten Stunde, wenn alles abgehetzt, nervös und unlustig war, womöglich als schwer erträgliche Belastung. Das ging vorüber. Aber ab und zu gab es doch mal einen kleinen Krach, einen Disput, der mit „Götz von Berlichingen" endete.

Dann oblag es den anderen, Nichtbeteiligten, die Kampfhähne wieder zur Vernunft zu bringen, dem Ausgelassenen die Stubendisziplin zu Gemüte zu führen oder durch allgemeinen Ulk die Stimmung wieder zu entspannen. Das gelang stets; — dieser Erfolg stellte wohl allen das schönste Zeugnis guter Kameradschaft, Einsicht und Verträglichkeit aus.

Die Kameraden Willi, der Bauarbeiter, und Hermann, der Kellner, waren Bewohner des gleichen Bettgebäudes, in dem Willi, leicht etwas hitzig, das Untergeschoß, Hermann, der zu allerletzt in unsere Stube gekommen war und trotz seiner Bläße, groß und schlank, den Flügelmann abgab, das obere Stockwerk bewohnte. Willi saß gern am heißen Ofen. Hermann war abends oft bei sich zu Haus, da er ja in unserer Garnison ansässig war. Gelegentlich kriegten sie sich (natürlich nur bildlich gesprochen) etwas in die Wolle. Sie waren eben etwas verschieden gebaut.

In „Ohne Tritt", wo die beiden, ihren Temperamenten entsprechend, mit dem Namen „Heiß" und „Blaß" gekennzeichnet wurden, hieß es über sie:

„Der Kamerad Heiß und Kamerad Blaß,
Die wohnten zusammen, — nicht immer zum Spaß.
Der Kamerad Blaß und Kamerad Heiß,
Sie waren sich ähnlich wie schwarz und weiß.
Einen kleinen gelegentlichen Krach darf man nicht allzusehr beklagen,
Er reinigt die Luft (die das manchmal verdammt nötig hatte).
Übrigens haben wir uns immer wieder vertragen!
Auch Kamerad Blaß und Kamerad Heiß
Waren Soldaten mit vielem Fleiß.
Im Dienst war'n sie nicht Heiß, nicht Blaß,
Sie waren Soldaten ohn' Unterlaß.
Kamerad Blaß wird bald wieder mit kleinen Hellen
Gäste erfreun, die sowas bestellen.
Heiß hingegen wird die Kaserne weiter zieren,
Um sein Glück als „Ufa" zu probieren."

ÜBER 90 JAHRE! Älteste deutsche Cigarettenfabrik Gegr. 1845
G.E. Hirsch GMBH Cigarettenfabrik
BERLIN W 8 UNTER DEN LINDEN 41
Für Offiziersheime besondere Bedingungen!
VERKAUF NUR DIREKT AN VERBRAUCHER / VERSAND NACH ALLEN ORTEN / ILLUSTRIERTE PREISLISTE AUF WUNSCH KOSTENLOS UND PORTOFREI!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0214
gefördert durch Baden-Württemberg

Schütze Deine Familie

durch Deinen Beitritt zum Deutschen Herold!

Eltern, denkt an die Zukunft Eurer Kinder,

denkt daran, daß

Eure Kinder — Eure Zukunft

sind. Wir sichern schon jetzt gegen niedrige Prämien Euren Söhnen bestimmte Summen für die Berufsausbildung oder das Studium, Euren Töchtern die Kosten für die Brautausstattung.

Außerdem bieten wir gegen geringe Prämien **Begräbnis-, Alters-** und **Hinterbliebenenversicherung.**

Keine Wartezeit! Keine ärztliche Untersuchung!

Von der machtvollen Entwicklung des Deutschen Herold zeugen folgende Zahlen. Es waren vorhanden:

Juni 1924	36 000 Versicherte
Anfang 1926	340 000 Versicherte
Anfang 1929	1 200 000 Versicherte
Anfang 1932	1 700 000 Versicherte

Anfang 1936: Über 2 Millionen Versicherte.

Die Auszahlungen an unsere Versicherten betrugen seit 1924 bis jetzt rund 70 Millionen Reichsmark und im Jahre 1935 allein über 8 Millionen Reichsmark.

Aktiven 120 Millionen Reichsmark.

Verlangen Sie kostenlose unverbindliche Auskunft. Geschäftsstellen in allen Stadtteilen Groß-Berlins und allen Städten Deutschlands.

Deutscher Herold

Volks- und Lebensversicherungs-AG.

Berlin GW 48, Friedrichstraße 219/220

Fernruf A 9, Blücher 5101

Tüchtige Mitarbeiter, auch nebenberuflich, überall gesucht.

Wehrmacht-Kalender 1937

Dieser Wandkalender mit seinen schönen Bildern aus dem Leben und Treiben der Deutschen Wehrmacht ist der beste Jahresweiser

Einzelpreis 1,80 Reichsmark

Zu beziehen durch den Verlag „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstr. 37

Schreib-maschinen kauft man bei

Weinitschke
Berlin S.W. 68,
Spittelmarkt 1-2

Verlangen Sie die illustrierte Druckschrift Nr. 2123

18/1 P 5. 4/36

Welches Mittel entfernt leicht

Harz, Öl u. Schmiere von den Händen?

Scheuern, Bürsten, Reiben und sonstige Schrubberei ist überflüssig, denn Händeschmutz jeder Art - Erde, Schmiere, Farbe, Tinte - waschen sich leicht und gründlich herunter mit Abrador; einer Spezial-Handreinigungs-Seife mit besonderen Zusätzen, unter anderem auch Lanolin u. Glycerin

Hände rein durch Abrador 20 Pfg. 1 Stück kostet ist also nicht teurer als gute Toilette-Seife!

LUHNS Seifen- u. Glycerin-Fabriken - Gegr. 1869 - Wuppertal (Rhld.)

auf 5 Monatsraten Aus der Uhrenstadt

HERRENUHR
Nickel-Chrom, Leuchtzahlen
ANKERWERK 7 Steine
Staubschutz - Unzerbrechl. Glas
15.50 M.

18.- M.

DAMENUHR
Goldauflage - 10 Jahre Garantie
Cyl.-Werk 6 Steine, Goldreliefzahlen
Staubschutz - Unzerbrechl. Glas

Jede Uhr mit Metallband Mehrpreis Mk. 2.50

Garantieschein - Geschenketui
Portofrei - Rückgaberecht

W. Krauth Pforzheim Postfach 467 40

Willi bereitete sich auf seine höheren Würden unter anderem dadurch vor, daß er mit Kurt Lehmann, dem Berliner, gelegentlich „Besprechungen im Bataillonsstab" vorführte oder andere „hohe Tiere" zur Darstellung brachte. Wenn die beiden, jeder im Idiom der Heimat, aber mit betont gewählter Ausdrucksweise, todernst und ganz in die Sache versunken, als „Major" und „Hauptmann" wichtige Gespräche pflogen, beispielsweise über die Leistungen der Abteilung 3, oder über die Untugenden des Schützen Lehmann, über die sich dieser in der Rolle des „Hauptmanns" erschöpfend und vernichtend äußerte, so war das wirklich, um sich krumm und schief zu lachen. Als besonders nett verdient gerühmt zu werden, daß sie nicht etwa Karikaturen von Vorgesetzten zu machen versuchten, sondern sich selbst spielten, — nur in den entsprechend erhabenen Dienstgraden.

Krisen? Die gibt es überall gelegentlich. War mal irgendein Ärger entstanden, so wurde der am sichersten abends behoben, wenn alles wieder gemütlich friedlich beisammensaß. Oder schon nachmittags bei der Kaffeepause, die wohl die schönste halbe Stunde des ganzen Tages war, — nur viel zu kurz wie alle Freizeit.

Der Herr vom Steinberg

Sonntags fanden sich, neben etlichen, die nach Hause fuhren, immer ein paar zu einem gemeinsamen Spaziergang. In offenherziger Weise wurden Meinungen über all und jedes ausgetauscht. Man futterte enorm viel Kuchen und freute sich der netten Umgebung unserer Garnison. Zwischendurch brachte Nico dem Attaché, der genau wie einige andere nicht besonders gut werfen konnte und sich auf die Handgranatenübungen vorbereiten wollte, mit Steinen die hohe Kunst des lockeren Schultergelenkes bei.

Wenn dann spät abends die Urlauber nach Hause kamen, so waren sie rücksichtsvoll bemüht, leise aufzutreten, die Lampen ganz weit herunterzuziehen oder halb auszuschalten, um die schon schlafenden Kameraden nicht zu stören. Aber erzählt wurde, wenn auch im Flüsterton, doch noch eine ganze Weile. Es war ja auch wunderbar, im Schmuck der neuen Uniform auf Urlaub zu fahren, bei allen Bekannten und Freunden mächtig anzugeben und „Muttis" gutes Mittagbrot mal wieder zu probieren!

Mehrere von den Verheirateten ließen zwischendurch auch mal die Frau herüberkommen. Oder es erschien anderer Besuch in Stube 118: Eltern, Freunde, Freundinnen. Wenn dergleichen werktags geschah, ließ sich natürlich niemand in seinem Gehabe, beim Waschen, Stiefelwichsen, Rasieren oder Schreiben, stören. Höchstens die guten Sachen, die Besuch meist mitbrachte, fanden allseitig wohlwollendes Interesse. Und ebenso ging es mit Paketen.

Voll Anerkennung wurden die ganzen Kuchen, so wie sie kamen, vom Stubenältesten in Verwahrung genommen, um nachmittags oder am Sonntag gemeinsam vertilgt zu werden. Als ein besonders festliches Ereignis lebt es in den Annalen der Stube 118 fort, daß Kamerad Rudolf, der Freischütz vom Steinberg, eines Abends eine kaum bekannte Delikatesse zum besten gab: Hirschschinken. Andere steuerten hausgeschlachtete Wurst, heimatliches Gebäck oder ähnliche Leckerbissen bei.

Zu den nettesten Sonntagsunternehmungen, die man sich nur denken konnte, gehörten die Besuche auf dem Steinberg, in Kamerad Rudolfs Revier. Der Vortreffliche wollte, daß auch die aus anderen deutschen Gauen stammenden Kameraden die schöne weitere Umgebung unserer Garnison kennenlernen sollten. Zu diesem Zweck nahm er mal den einen, mal den anderen im Dienstwagen mit und zeigte die Herrlichkeiten der wunderbar aus Wald und Berg, Wiese und Tal zusammengesetzten Landschaft. Abends standen Rehe ganz zutraulich auf den Lichtungen. Weit schweifte der Blick über die Berg- und Hügelkuppen. Spät kehrte man, nach ausgiebigem Abendbrot in dem gemütlichen kleinen Steinberg-Wirtshaus, in die Garnison zurück.

Den Dank an den Herrn vom Steinberg stattete „Ohne Tritt" mit den folgenden „Versen" ab:

„Der Schützenkönig von Abteilung 3
War — abwechselnd mit Kamerad Karl, dem Radiospender — Kamerad Rudolf, Forstassessor und
Freiherr vom Steinberg, der sagenumwoben
Hoch über Wäldern thront. Gar oft war man hier oben.
Gemütlich bei Petroleumlampe
Schoben wir uns Rührei und Schinken nebst
Bier in die Wampe.
Auch gab's von den gut erzogenen Rehen
Regelmäßig die Böcke vom Dienst zu sehen.
Aus diesem seinem grünen Revier
Kam Rudolf in Stube 118, um hier
Von militärischen Obergewalten
Zu lernen, wie das Gewehr zu halten,
Zu tragen und auch zu pflegen sei.
Höchst abschreckend wirkte auf ihn der Schrei:
„Der sieht ja wie ein Förster aus!"
Leider plagte ihn oft die Gicht, o Graus!
Dann sah man ihn voll Schmerzen schleichen,
Es war fürwahr zum Steinerweichen!"

Es mußte vor allem den höchsten Respekt erregen, wie der Wackere trotz dieses Übels mit dem Dienst fertig wurde, Märsche mitmachte, sein Preisschießen absolvierte und alleweil einer der Hilfsbereitesten, zu jedem Spaß Aufgelegten unter uns war. Auch seine Berufsbegeisterung, die sich uns mitteilte, wenn er uns im Revier herumführte, uns auf diesen oder jenen besonders schönen alten Baum, auf Fernsichten aufmerksam machte, war vorbildlich. Wenn wir auf diesen Spaziergängen durch ein Wildgatter mußten, wurde stets der aus dem Wachtdienst entnommene Ausdruck „Vergatterung" hierfür angewendet.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

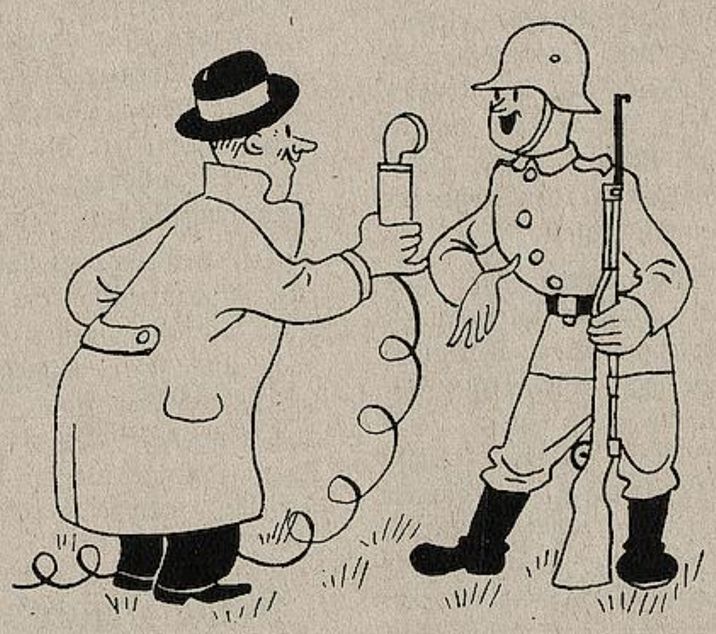
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0215

gefördert durch Baden-Württemberg

„Achtung, Aufnahme"

Noch in der ersten Hälfte der Dienstzeit fand bei uns eine Rundfunkaufnahme statt, die dazu dienen sollte, im Rahmen einer kurzen Sendung einen Begriff von der Ausbildung in einem E-Bataillon zu vermitteln.

Die Sache war in mehrfacher Hinsicht für uns einigermaßen komisch. Den ganzen Tag begleitete uns der Aufnahmewagen mit seinen Kabeln und Reportern. Aus irgendwelchen technischen Gründen war die Aufnahme vom allmorgendlichen Antreten auf dem Kasernenhof mit dem schönen Grußwechsel: „Heil, zweite Kompanie!", „Heil, Herr Hauptmann!" verunglückt. Infolgedessen wurde die Sache draußen auf dem Exerzierplatz noch einmal gemacht, — mit gleichem Ergebnis. Die weitere Folge war, daß wir mittags nach dem Rückmarsch zur Kaserne auf dem vorderen Hof ein drittes Mal an- und „auftreten" mußten. Diesmal schien das Mikrophon gnädig gestimmt, es vermochte endlich unser donnerndes „Heil, Herr Hauptmann!" und das Krachen unserer Griffe richtig zu verdauen.



Sehr viel echter wäre die Sendung indessen geworden, wenn sie auch all das gebracht hätte, was während des Wartens — das Rundfunkauto hatte sich irgendwo verspätet oder verfahren; und wir waren hungrig und auch durstig und mußten in der Sonne herumstehen, und die Wartezeit ging von der Mittagspause ab! — auf die „Radiofritzen" geschimpft worden ist.

Nachmittags wurden dann aus allen Abteilungen Leute mit deutlichem Dialekt zu einer „Unterrichtsstunde" zusammengezogen, die natürlich unter Leitung von Unteroffizier W. stand, unserem ersten Abteilungsführer und besonderen Gönner. Mit großer Freude haben wir, als die mit Schallplatten aufgenommene Sendung wirklich stieg, sein wohlbekanntes Organ die uns ach so vertrauten Wendungen gebrauchen hören, — und gleichzeitig die markanten Stimmen unserer Kameraden Nico und Lehmann vernommen.

Ja, zum Stolz der ganzen Stube 118 waren sie beide in den Kreis der Auserwählten einbezogen worden. Nico wurde darüber interviewt, wie das mit dem Ausgang und den abendlichen Vergnügungen sei; er war in der Tat der richtige Mann dafür. Zur Feier des Tages färbte er sein wunderbar gemischtes Rheinschifferdeutsch mehr mit kölschen als holländischen Brocken. Dem Sinn nach äußerte er sich dahin, daß die Leute und besonders die Mädchen am Rhein ja bekanntlich besonders vergnügt und lebensfroh seien. Trotzdem gefalle es ihm auch in der jetzigen Garnison recht gut, zumal der Herr Oberfeld ihm und einem anderen Kameraden, als sie ihn an einem der letzten Abende zufällig trafen, zwei Stunden Nachturlaub gegeben habe. Lehmann, der Berliner, wurde ersucht, zusammenfassend seine Ansicht über das Kommißleben auszusprechen.

„Och, det jefällt mir hier janz jut, wenn't ooch mal 'n bißken anstrengend is. Manchmal jewiß, da jeht einem der Hut hoch. Aba im jroßen und janzen is det hier sehr nett, ooch mit die Vorgesetzten un so, un vor allem sehr nette Kameradschaft!"

Stube 118 hätte noch eine ganze Reihe weiterer Originale für eine Rundfunksendung zur Verfügung stellen können. Der Dialekt unseres Kameraden Otto aus Thale mit dem klaren horzerischen „A" wäre interessant genug gewesen. Ewig denkwürdig wird es uns sein, wie er eines Tages zum Heinrich dem Attachen, bei dem irgendeine Handlung seinen verwunderten Widerspruch ausgelöst hatte, die Worte sprach:

„Komerod Hanrich, du host ober aach gor kane Schom im Labe!"

Otto aus der Eifel

Einen gab es freilich, dessen Dialekt so echt und ursprünglich war, daß er vermutlich den Rundfunkleuten ohne Übersetzung kaum verwendbar erschienen wäre: Kamerad Otto, den Bauernsohn aus der Eifel.

Es war sein Geschick, als kleinster von uns und Schlußmann der Abteilung überall zuletzt an die Reihe zu kommen. Mit Nico gemeinsam hatte er die weite Reise vom Rheinland zu unserer Garnison zurückgelegt. Im „Ohne Tritt" hieß es über ihn folgendermaßen:

„Als letzter der Abteilung tritt an
Der Sohn der Eifel, der Otto-Mann,
Von Schrot und Korn, ganz ohne Zweifel
Ein sympathischer kleiner Eifel-Teufel.
War'n wir fidel in unserm Pferche,
So sang der Otto wie 'ne Lerche,
Nur eins war einfach nicht zu verstehn: sein Dialekt,
Der schien uns völlig neuentdeckt.
Bald kehrt er heim zu seiner Saat
Als ausgewachsener Soldat."

Bestimmte Gliedmaßen galten übrigens an Otto schon jetzt als völlig ausgewachsen, vor allem seine Hände, wahre Scheunentore, vor denen wir Städter großen Respekt hatten. Wenn Otto aus der Eifel am MG. herumhantierte, so verschwand das kleine zierliche Ding einfach unter dem Schatten dieser Arbeitshände. Sollte er hierbei melden, so klang das „Gewehr geladen und gesichert" etwa wie „Kwerlahn ksichr". Er sprach zu geschwind; das machte seine an sich so nette Mundart den Norddeutschen so unverständlich. Doktor Curt, der das Bett über Otto aus der Eifel bewohnte, pflegte dann zu sagen: „Nun mal ganz langsam, Otto, ganz langsam!" Es half alles nichts. Da er aber so nett hochdeutsch sang, dachten wir vorübergehend an einen Ausweg, um Otto aus der Eifel besser zu verstehen: er sollte uns allen, was er zu sagen hätte, vorsingen. Leider wäre bei den dienstlichen Meldungen dieses Verfahren vermutlich auf Schwierigkeiten gestoßen . . .

Waren wir vierzehn nicht wirklich „gerade richtig", wie wir uns selbst so gern bescheinigten? War es nicht eine großartige Mischung, die in Stube 118 hergestellt worden war?

Wir wußten, was wir aneinander hatten. Dieser Zusammenhalt gab unserer Soldatenzeit den schönsten Glanz.

Und auch die Stube, unser gemeinsames Heim, bekam etwas von dem allgemeinen gegenseitigen Wohlwollen ab. Wir hielten sie musterhaft instand. Wir schmückten sie mit einem Bild des Führers. Kamerad Karls prächtiger großer Rundfunkapparat trug ebenfalls zur Verschönerung und Wohnlichkeit wesentlich bei. Ein Nürnberger Freund schickte einen künstlerischen Aschenbecher, ein Berliner Verlag Soldatenliederbücher. Zeitungen lagen aus, das „Schwarze Korps", das „Arbeitertum" und andere. Am 1. Mai prangten die weißen Wände und Balken im Schmucke frischer grüner Zweige.

Es ging uns gut. Wir waren zufrieden.

Vom Bettenbau, vom Flur- und Stubendienst und vom Essen

Das Kasernenleben bringt Probleme mit sich, über die gemeinhin im militärischen Schrifttum wenig zu finden ist. Aber sie spielen für den jungen Soldaten, und noch viel mehr für den älteren, der eben erst Rekrut geworden ist, eine gewaltige Rolle. Leider gibt es keine Dienstvorschrift, in der Rechtsanwälte oder Staatsschauspieler, unbeholfene möblierte Herren oder verwöhnte Familienväter plötzlich den Bettenbau lernen könnten. Es wird aber von ihnen verlangt, daß sie sich mit allem möglichen abfinden, was ihnen bisher höchstens dem Namen nach bekannt war. Etwa: Wäsche flicken, Monogramm einnähen, Eßbesteck und -geschirr abwaschen, Fenster putzen und Schrubben.

Wir Bettenarchitekten

Ja, und vor allem: der Bettenbau.

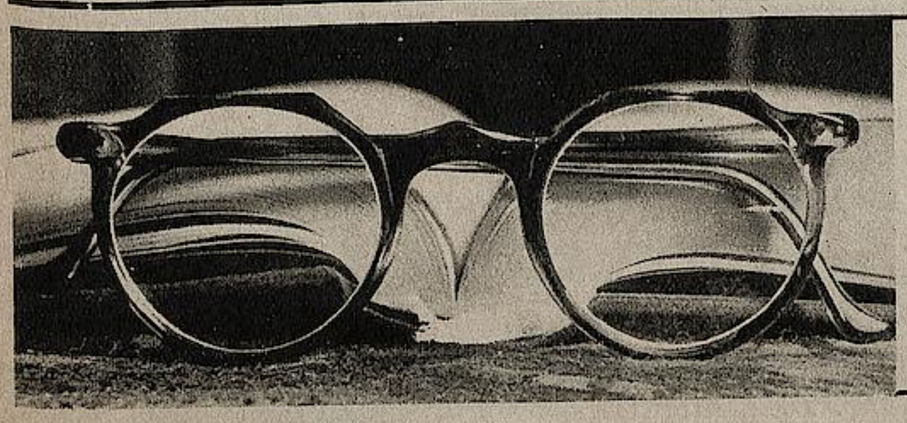
Wer einen Strohsack bändigen soll — wir hatten uns allmählich so an ihn gewöhnt, daß wir beim Urlaub daheim auf dem weichen Lager gar nicht richtig schlafen konnten! — dem seien ein paar Ratschläge gegeben, die vielleicht wenigstens zur Ermutigung ausreichen.

Beispielsweise: In der ersten Zeit den Strohsack morgens wirklich immer recht sorgfältig aufschütteln und das Stroh mit dem weit hineingesteckten Arm so lange verteilen, bis einigermaßen die erstrebenswerte „kastenförmige Gestalt" erzielt ist. Allmählich darauf achten, daß vor allem die Seiten gleichmäßig bleiben.

Zum Schluß, wenn das Stroh sich schön festgelegen hat, ist nicht viel mehr nötig als die Ausfüllung der Mulde oder Kuhle, die merkwürdigerweise in der Mitte des Lagers immer wieder entsteht, vermutlich deshalb, weil der Mensch dort am schwersten ist. In diesem letzten Stadium soll man (unter uns!) möglichst wenig aufschütteln und lieber etwas härter liegen, statt den sauer errungenen Strohkasten zu gefährden. In die bewußte Mulde kommt tagsüber das Nachtgewand . . .

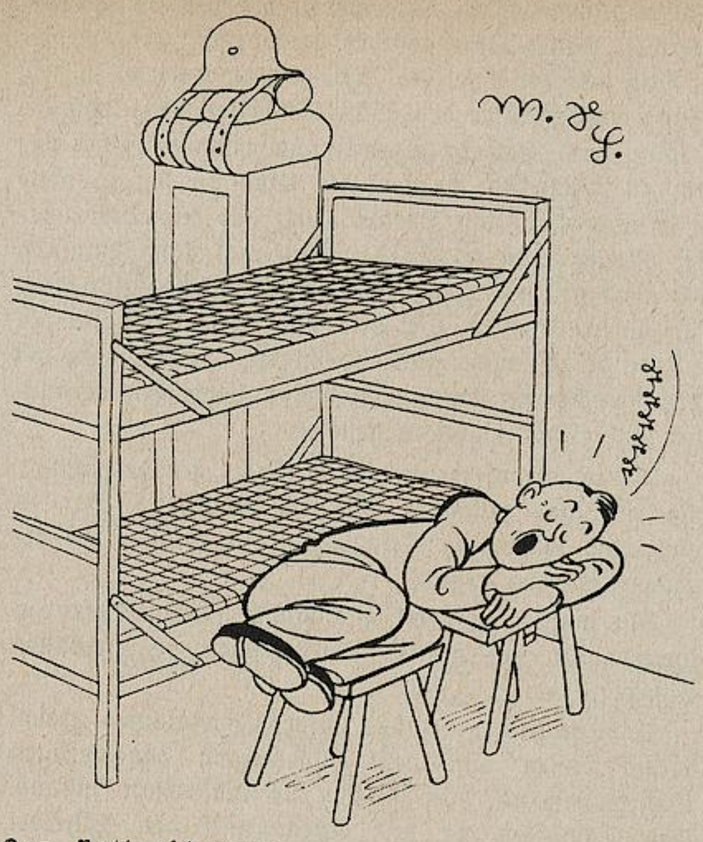
Ganz in ihr Werk verliebte Bettenbauer hätten sich am liebsten auf den Boden schlafen gelegt, nur um keine Kuhle zu drücken. Mittags konnte man in Stube 118 des öfteren, besonders wenn eine Besichtigung drohte, solche Kameraden auf ein paar Schemeln pennen sehen, — ein rührendes Bild spartanischer Vaterlandsliebe.

Zur Systematik des Bettenbaues gehört es weiterhin, die Decken so sorgfältig wie irgend möglich in ihren Bezug einzunähen. Der erste Tag, an dem Unerfahrenheit und (unnötige) Eile dazu verführen, das Zusammennähen der Decken und des Bezuges recht flüchtig vorzunehmen, trägt meist die Schuld für spätere



»Pangon« die markante Herrenbrille
Ihr Freund bei der Lektüre!
In guten Fachgeschäften erhältlich.
Achten Sie auf die Marke »Pangon«

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0216
gefördert durch Baden-Württemberg



Der „Bettenschoner"

Mühen. Der Bettenbau ist ein Genuß, wenn die Decken so fest in den Bezug eingenäht sind, daß sie sich nicht wellen und nicht werfen. Man soll lieber noch mal einen Sonntagvormittag drangeben und das Versäumte nachholen, statt sich dauernd mit einem schlecht sitzenden, unordentlich aussehenden Bett herumquälen zu müssen! Jeden Morgen, wenn die anderen fluchen und stöhnen, erntet dieser Weitsichtige den Lohn für seine Sorgfalt.

In Stube 118 gab es Meister, die einen internationalen Wettkampf um den Weltrekord im Bettenbau hätten bestreiten können. Diese Bettenarchitekten bauten mit so viel Liebe und Hingabe, als wenn es sich um einen Dom gehandelt hätte. Besonders unser lustiger Magdeburger, Kamerad Hans, lieferte mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit allmählich einen geradezu epochemachenden Bettenbau. Dagegen war es psychologisch interessant, daß ein anderer, der auf Grund der Schulung im Arbeitsdienst anfänglich weitaus an der Spitze gelegen hatte, im Bewußtsein des sicheren Könnens nach und nach abfiel. Auch die Kunst- und Meisterschützen schienen über solche kleinen Alltagssorgen zum Schluß erhaben zu sein. Zu unserer Genugtuung wurde in Stube 118 kein einziges Bett eingerissen. In anderen Stuben hatte nämlich der Herr Oberfeld bei seinen Besichtigungsgängen wiederholt seiner Unzufriedenheit mit den bettenbaulichen Leistungen drastischen Ausdruck gegeben . . .

Der Zivilist lächelt höhnisch, wenn er von diesen Bettenbausorgen hört. Wir selber haben oft genug darüber geschimpft. Aber ein bißchen Spaß haben wir doch daran gehabt, die widerspenstige Materie überall zu bändigen, wo das eben vorgeschrieben war. Und mancher kam sogar auf den verwegenen Gedanken, selbst in solchen abseitigen Verrichtungen einen tieferen Sinn für die Erziehungsmethoden des preußischen Drills erblicken zu wollen, durch den eben jeder zu Ordnung und Pflichterfüllung, auch im Kleinen und Kleinlichen, angehalten wird.

Ganz ähnliche Absichten walten unverkennbar auch bei der Organisation des Stuben- und Flurdienstes. Allgemein recht wenig beliebt, ist er dennoch nicht unwichtig. Innendienst wird bei der Gesamtwertung der Leistungen ebenso berücksichtigt wie die formale und sonstige Ausbildung. Wer beim Kommiß einigermaßen gut abschneiden will, darf ihn also nicht vernachlässigen, so wenig kriegerisch Besen und Staublappen auch anmuten mögen.

Innendienstpflichten

Stube 118 hatte eine relativ günstige Flurlage. Das ist für den Flurdienst von großem Belang.

„Ein Segen, daß wir nicht an einer Treppe liegen!" hieß es oft genug. Dort gibt's nämlich dauernd übergeschüttetes Essen oder ähnliche Unerfreulichkeiten aufzuwischen. „Na, oder erst am Ausguß!", der ein wahrer Quell der Wonne für die gewesen sein muß, die ihn unter ihrer Obhut hatten, vom Nachtlokus ganz zu schweigen.

Bei Stube 118 war nur die Nähe der Schreibstube peinlich. Sie brachte es mit sich, daß häufig hochgestellte Persönlichkeiten, Gefreite und auch Unteroffiziere, den Flur passierten oder sich dort aufhielten; die rätselhafte Folge waren Aschehäufchen auf dem frisch gefegten Boden oder Zigarettenstummel auf den Fensterbrettern. Der Unaudee pflegte am meisten darauf zu achten, ob auch auf den Gewehrständern Staub gewischt sei, eine unangenehme und zeitraubende Prozedur.

Das Kannensäubern war, besonders wenn es Mehlsuppe gegeben hatte, eine geradezu abscheuliche Tätigkeit. Leider untersuchen alle Unaudees solche Kannen innen und außen mit solcher Neugier, als sähen sie ein derartiges Instrument zum ersten Male. Wehe, wenn sich ein Bodensatz fand! Nach Empfang der Abendverpflegung — gemeinsame Obliegenheit von Stuben- und Flurdienst, genau wie das Kohlenholen — übernahm, wenn auch oftmals murrend, der unentbehrliche Nico, der vor seiner Matrosenzeit unter anderem auch mal Metzger gewesen war, die Verteilung von Butter, Wurst, Marmelade. Er besaß die Fähigkeit, selbst die kleinsten Portionen so einwandfrei in Bruchteile zu zerlegen, daß nie ein Protest laut wurde. Mit dem wäre Nico aber auch schön Schlitten gefahren!

Flur- und Stubendienst wurden in einer genau festgelegten Reihenfolge jedem Stubenkameraden zuteil. Die Namen waren von Kamerad Karl, dessen vielbewunderte Schönschrift ihm all solche Arbeiten eintrug, in zwei Reihen auf ein Blatt gemalt worden, das an der Tür hing. Pfeile zeigten den jeweiligen Flur- und Stubendienst an. Wer gestern Flurdienst gehabt hatte, rückte heute zur höheren Ehre des Stubendienstes auf; dann hatte er Aussicht auf zwölf Tage Ruhe. Ach, wie rasch flog diese kurze Spanne jedesmal dahin! Dienstwechsel war in der Mittagspause, sobald der Flurdienst seine Kannen gesäubert und der alte Stubendienst die Stube gefegt hatte. Dann traten die Beteiligten zum Stubenältesten, dessen Steckenpferd es war, hierbei auf korrekten Anzug zu halten, und meldeten stramm, wenn auch grinsend:

„Schütze Curt übergibt Stubendienst ordnungsgemäß an Schütze Werner", — „Schütze Werner übernimmt Stubendienst ordnungsgemäß von Schütze Curt." „Schütze Werner übergibt Flurdienst ordnungsgemäß an Schütze Hans", — „Schütze Hans übernimmt Flurdienst ordnungsgemäß von Schütze Werner." Auch diese Methodik entsprang dem Erziehungszweck des Kommiß, für klare Pflichten und Verantwortlichkeiten zu sorgen.

Der Stubendienst hatte mehr zu tun als der Flurdienst; dafür durfte er auch alle Stubeninsassen zu bestimmten Verrichtungen anhalten. Indessen versuchte jeder, mit den eigenen Kräften auszukommen. Freiwillig halfen ihm die anderen doch, und zwar netterweise nicht nur jene Kameraden, denen solche Arbeiten leichter von der Hand gingen als den älteren, des Besens ungewohnten. Nein, auch umgekehrt. Da war unser „Förster", den leider nur allzuoft ein gräßlicher Rheumatismus plagte. Gerade er, dem das Bücken manchmal verteufelt schwer fiel, packte immer am ersten zu.

Keine Drückebergerei!

Daß jeder seinen Stuben- oder Flurdienst machte, daß keiner sich mit Ausflüchten um diese wenig begehrte Tätigkeit herumdrückte, war selbstverständlich. Sollte etwa mal der fatale Versuch unternommen werden, daß Ältere oder „Bessergestellte" sich von den Jüngeren oder weniger günstig Gestellten die groben Arbeiten abnehmen lassen, womöglich gegen Entgelt, so steht es faul um die Kameradschaft. Überhaupt ist es notwendig, daß keiner beim Kommiß versucht, sich eine Extrawurst zu ergattern. Einer für alle, alle für einen, — das muß auch schon im Frieden gelten.

Klar, daß die Jüngeren und Kräftigeren bei gemeinsamen Arbeiten voranstehen werden. Der Stubenälteste oder die Vorgesetzten werden für richtigen Ausgleich sorgen. Es kann auch sein, daß einer aus der Stube sich erbietet, für einen anderen, der gerade Besuch bekommen hat oder mal ausgehen will, den Flurdienst zu übernehmen. Solche Freundschaftsdienste sah Stube 118 gar nicht selten. Dann hängt es von dem persönlichen Verhältnis der beiden ab, ob der andere seinem Kameraden vielleicht ein paar Äpfel oder etwas Ähnliches mitbringt, was zum Ausdruck bringt, daß er die Kameradschaftlichkeit des Zuhausgebliebenen dankbar anerkennt und seiner draußen gedacht hat. Aber es muß unter allen Umständen vermieden werden, auch nur im entferntesten eine Art materieller Abhängigkeit entstehen zu lassen.

Gewisse Unterschiede sind unvermeidlich, schon deshalb, weil ein Fünfunddreißigjähriger, der ein Jahrzehnt oder länger im Beruf steht und sich eine Existenz gegründet hat, natürlich über andere Mittel verfügen und andere Lebensgewohnheiten besitzen wird als ein Zwanzigjähriger, der eben erst anfängt, sich Geld zu verdienen. Aber es wäre Frevel an der Kameradschaft, und es hieße außerdem sehr unnationalsozialistisch handeln, sollten soziale Spannungen und Gegensätze in die Enge der Kasernenstube getragen werden. Sie erfordert gerade von dem „Bessergestellten" und dem Älteren ein hohes Maß von Takt.

Wenn es einem aus bestimmten Gründen gerade schlecht paßte, seinen Flur- oder Stubendienst zu übernehmen, so versuchte er einen Tausch. Aber all dergleichen schafft leicht Mißhelligkeiten. Am besten macht jeder seinen Dienst so, wie ihn der Verteilungsplan nun einmal verhängt hat. Nichts ist beim Kommiß, und nun gar unter Kameraden, fataler als der Vorwurf der Drückebergerei. Man soll sich nicht vorlaut vordrängen und Ehren auf sein Haupt laden wollen, die sich eines Tages als lästige Verantwortung erweisen. Aber wem eine Pflicht zugeteilt ist, der muß sie erfüllen, — jeder ohne Unterschied!

In Stube 118 wurde es jedenfalls so gehalten, obwohl Stuben- und Flurdienst manchem manchmal recht sauer wurden. Nicht so sehr wegen der Anstrengung als wegen der Eile und aller möglichen unangenehmen Konsequenzen. Wer beispielsweise vergaß, morgens nach dem Auffegen nochmal die Stiefel abzubürsten, dem konnte es passieren, daß er mit völlig grau eingepuderten Botten beim Antreten erschien. Oder er kam zu spät, und der gekränkte Hinweis: „Ich hatte Stubendienst", verfing nicht im mindesten gegen den Anpfiff den es unten gab. Grundsätzlich ist von solchen Entschuldigungen abzuraten; sie vermehren meist nur den Unwillen, zumal es ja beim Militär nie um Ursachen, sondern immer nur um Tatbestände geht.

Die Siegerwaffen in vielen Wettkämpfen sind die Walther-Waffen. Um gut schießen zu lernen, muß der Schütze eine unbedingt zuverlässige Waffe haben, so daß er gewiß ist, daß bei gutem Abkommen jeder Schuß sitzt.

Walther-Waffen in ihrer Vollkommenheit sind Spitzenleistungen

Walther-Polizei-Pistolen Kal. 7,65 mm. Mod. PP. und PPK. Hohe Feuergeschwindigkeit und Treffsicherheit. Walther-Pistolen Modell 8 und 9, Kal. 6,35 mm. / Walther-Kleinkaliber-Sportbüchsen Kal. 22 l. f. B. stehen bei Wettkämpfen immer in vorderster Front. Verlangen Sie Prospekt Nr. 106 kostenlos von

CARL WALTHER, WAFFENFABRIK, ZELLA-MEHLIS/THÜR.

Das Zeichen WALTHER der Präzisionswaffe

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0217

gefördert durch Baden-Württemberg

Attaché mit Besen

Wer ein bißchen kribbelig veranlagt war und leicht durch äußere Störungen aus der Fassung gebracht werden konnte, hatte keine große Freude am Stubendienst. Wir suchten uns zwar gegenseitig unsere Schwächen und Fehler abzugewöhnen, aber gegen Nervosität ist auch die netteste kameradschaftliche Frozzelei kein durchgreifendes Mittel. Hei, da wurde dann mal kräftig gebrüllt, und der Besen fuhr zornschnaubend in alle Ecken, wobei er Stiefel oder sonstige Gegenstände des Anstoßes unbarmherzig durch die Gegend schleuderte. O, wie sah man gelegentlich den Schriftleiter schwitzen! Die Friedfertigsten und Behäbigsten bekamen plötzlich scharfe Stimmen. Und unser Attaché tobte in verhaltener schmerzlicher Verzweiflung umher, als habe die ganze Welt ein Kollektivbündnis gegen ihn ausgeheckt und keinerlei Verbalnoten würden mehr angenommen.

Kamerad Heinrich war nett und sanft wie eine Exzellenz; nur wenn ihm einer unversehens auf die Schulter klopfte oder beim Kramen in seinem Köfferchen störte, das er unter dem Bett verborgen hielt und dem er gelegentlich französische Romane oder wollene Socken entnahm, dann konnte er fuchtig werden. Und, wie gesagt, beim Stubendienst, wenn die Zeit drängte und noch gar zu viel zu tun war. Demgemäß verzeichnete das „Ohne-Tritt"-Epos über ihn:

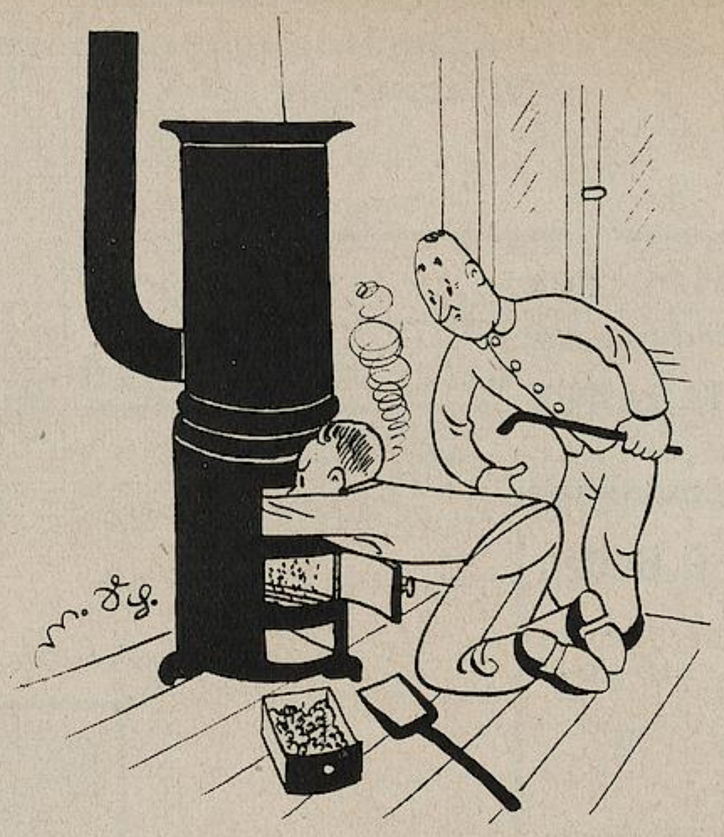
„Des weitern war bei uns ein Attaché,
Heinrich geheißen. Der Volksmund taufte ihn „scheues Reh".
Er war so ganz anders als Attachés in Film oder Romanen:
Gar nicht im Frack, und ohne Damen.
Stuben- und Flurdienst war'n ihm ein Grau'n.
Besonders nett war er anzuschau'n,
Wenn er morgens mit gebetähnlicher Gebärde
Andächtig vor seinem Koffer kniete auf der Erde.
Mit Späßen war manchmal nichts bei ihm zu machen,
Dagegen liebte er morgens (beim Waschen) Wasser-Lachen."

So sauer unserem Kameraden Heinrich manches wurde, — gedrückt hat er sich nie. Auch Extrawürste ließ er sich nicht braten. (Es gab auch keine!) Als Diplomat mit Besen stand er auf verlorenem Posten. Trotzdem kapitulierte er nicht.

Das Amt des Stubendienstes war in mehr als einer Hinsicht dornenvoll. Um nur einiges zu nennen: Er mußte sorgfältig aufpassen, daß nichts vergessen wurde und keine Gegenstände umherlagen. Eventuell konnte er sie in Verwahrung nehmen und von dem Besitzer eine Gebühr an die Stubenkasse erheben. Sonst durfte er darauf gefaßt sein, sie abends in seinem Bett vorzufinden. Hatte sich der Stubenälteste oder eine Aufsichtsinstanz über mangelnde Ordnung in der Stube geärgert, so — wanderten leicht die gefüllt zurückgelassenen Aschbecher unter die Bettdecke des vielgeprüften Stubendienstes.

Ein Fest für sich bildete jedesmal abends das Löschen und Ausnehmen des Ofens. Neulinge auf diesem Gebiet umstanden in der ersten Zeit kopfschüttelnd und in stummer Andacht Kamerad Willi, der mit dem ganzen Arm im Ofen verschwand und drin gewaltig mit dem Handfeger herumrumorte. Tatsächlich gelang es ihm, mit diesem vielseitigen Instrument soviel Asche hinauszubefördern und alles so sauber zu kriegen, daß man von dem Rost hätte speisen können.

Leider herrschte mit Rücksicht auf gelegentliche Müllgrubenbrände das strenge Gebot, es dürfe weder Glut in die Müllkuhle geschüttet noch über den Flur getragen werden. Infolgedessen halfen sich manche Stubendienste damit, daß schon in der Stube Wasser auf die heiße Asche geschüttet wurde. Vor Nachahmung wird gewarnt! Es entstand jedesmal ein entsetzlicher Gestank, der trotz eifrigen Lüftens kaum wieder zu beseitigen war. Meilenweit roch man es auf den Fluren, wo ein solcher Unglücksrabe am Werk gewesen war.



Ofenreinigen — Zeichnungen: Manfred Schmidt

Schwitzend vor Eile und Aufregung erschien schließlich der Stubendienst mit dem entleerten und an der Plumpe gereinigten Eimer in der Stube, um in aller Hast, während die anderen sich schon auskleideten, rasierten, muschen, nunmehr die Schlacht gegen den Staub zu schlagen, mit der das alltägliche Kasernendasein endet.

Die Staubschlacht

Stube 118 hatte das strenge Gebot eingeführt, daß jeder sein Spind und Bett selbst abwischen mußte. Im wallenden Nachthemd stand hier der eine, dort der andere auf dem Schemel und wischte sein Spinddach ab, einschließlich Tornister, Stahlhelm, Gasmaske und dazu gehöriger Büchse, die sämtlich dort droben thronten und der Stube ihr martialisches Aussehen gaben. Der Stubendienst hatte trotzdem noch genug zu wischen, vor allem die Lampen, denn die gerieften Glocken benutzt jeder Uvaudee gern zur Probe seiner Staubfindigkeit.

Pessimisten pflegten jedesmal erneut festzustellen: „Es hat ja alles keinen Zweck, Staub findet er doch!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0218
gefördert durch
Baden-Württemberg

Rheinische Ingenieurschule Mannheim
MASCHINENBAU . ELEKTROTECHNIK
TECHNISCHER KAUFMANN
Programm A kostenlos

Dralle Zahncreme 40 Pf. Große Rasiercreme 50 Pf. Tube!

Kroll & Straus
BERLIN SO 36
Elisabethufer 31
Lager sämtlicher Formblätter für die Wehrmacht

Raucher werden in 2 Tagen **Nichtraucher** für immer durch **TABAKEX**
Aufklärungsschr. kostenlos
LABORA-Berlin SW 29 E 2

ED. NIEDERMEYER
STETTIN, SCHUHSTR. 4
SPEZIAL-FABRIK FÜR
BLITZABLEITER-BAU
FUNKMASTEN
EISERNE FAHNENSTANGEN

E.-G.-Sperrholz-Türen
Schalldämpfend und leicht
Patentamtlich geschützt
Drehtüren, Harmonikatüren
Spezialfabrik
Ernst Gräber, Tischlermeister
Fürstenwalde/Spree bei Berlin/Telefon 276

Thüringen
Thüring. Höh. Techn. Staatslehranstalt
Maschinenbau mit Autobau, Flugzeugbau, Elektrotechnik mit Fernmeldetechnik
Hildburghausen

FRIEDRICH GLEISS STETTIN, SCHNELLSTRASSE 1
Fleischerei und Wurstfabrik

A. Bodey
BAU-GESCHÄFT
Fürstenwalde, Spree

Der **Sicherheitsabzug** der **EM-GE-Luftgew. u. -Luftpistolen** erhöht d. Gebrauchssicherh. **und** d. Treffsicherheit der Waffe. Unsere kostenfr. Liste gibt Aufschluß. Wir liefern ferner i. bekannt. Güte: **EM-GE-Gas-, -Leucht- und -Startpistolen.** Ohne Waffenschein i. Fachgeschäft **Moritz & Gerstenberger.** Waffenfbk., **Zella-Mehlis 18** in Thüringen.

Musikinstrumente?
Dann **Wilh. Kruse**
Markneukirchen Nr. 90 u. Klingenthal Sa.
Das Haus für Volks- und Hausmusik.
Denn Bezug von hier bringt den Beweis: In Güte **GROSS** und klein im Preis.

Künstlerkatalog frei!

Bremer Kaffee
tägliche Röstung
1.95, 2.07, 2.18
1 1/2 kg Probe frei Haus Nachn. **6.20**
Böhlhoff-Kaffee
Bremen, Postf. 195
Wiederverk. Sonderl.

„Fleckweck" D.R.G.M.
Modernes Universal-Flecken-Entfernungsgerät.
Unentbehrlich für Jedermann!
Sonderangeb. frei/Vertreter ges.
Minerva Chem. Produkte
Monheim Bez. Düsseldorf 15

Die weltberühmte **HOHNER** erhalt. Sie gegen 10 Monatsraten. Verl. Sie bitte sofort Gratiskatal. mit 100 Abbild.
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
MUNCHEN
Kaufingerstr. 10

Verlangen Sie nur „VIRGO" Rein-Aluminium für jeden Speed

die bewährte Qualitätsmarke
Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften
Ed. Sommerfeld
Aluminiumwarenfabrik
BERLIN SO 36 Gegr. 1875
Zugelassen von der Reichszeugmeisterei München

Bewährt und bevorzugt sind
DÜRKOPP Fahrräder Motorfahrräder

Tafelbestecke
schwer versilb., langj. Garant., sowie Bestecke aus massiv rostfreiem Edelstahl. Nur Qualität! Große Auswahl, Monatsrat. Freikatalog!
Vetterlein, Besteckfabrikation, Solingen 65

Anzeigen in der „Wehrmacht" haben immer Erfolg!

Einrahmung von Bildern, gerahmte Spiegel liefert
Leisten-, Rahmen- und Spiegelfabrik Friedrich O. Wolter, Berlin O 17, Mühlenstraße 68 a

„OSTA" Qualitäts-Kaffee
2 Pfd. zur Probe franko
1/4 kg Kons.-M. 1.00
1/4 kg Haush.-M. 1.08
1/4 kg Hotel-M. 1.12
1/4 kg I. Sorte 1.34
nur RM. 4.54
Tägl. frisch. Röstung
Otto Stadtlander
Bremen 36 W
Wall 158/160

Gbr. Wodke
Hoch- und Betonbau
Bautischlerei
Sägewerk
+
Rathenow
Rhinower Str. 1
Telephon 2034

KAFFEE
wunderv. kräft. Qual.
Perl-Hochgewächs
1/2 kg M. 2.05
Probe von 1 kg geg. Nachnahme
FRIEDRICH **Stuhr**
HAMBURG 33 W

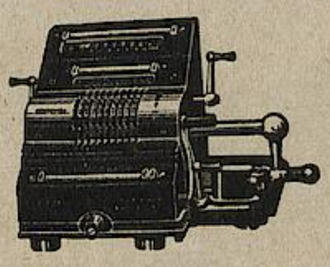
Nichtraucher

in 1 bis 3 Tagen für immer durch Ultrafuma-Gold. Geringe Kosten. Prospekt frei. **E. Conert, Hamburg 21 / 54**

Fürstenwalder Zeitung
General-Anzeiger für Fürstenwalde, die Kreise Lebus und Beeskow-Storkow

Komplette Küchen-Ausstattungen
Haus- u. Küchengeräte, Küchenmöbel, Öfen, Herde, Kasino-Einrichtungen
Trompetter & Geck . Stettin . Roßmarkt

Bestellungen auf die illustrierte Zeitschrift „Die Wehrmacht" nimmt jede Postanstalt entgegen

Brünsviga Rechenmaschine
GEHIRN VON STAHL BRUNSVIGA

Brunsviga-Rechenmaschinen, seit viereinhalb Jahrzehnten von Hunderttausenden anerkannt, rechnen bei einfachster Bedienung schnell und unbedingt sicher. Wir führen handliche Modelle in allen Preislagen und für jeden Zweck! — Fordern Sie Druckschriften und unverbindliche Vorführung!
Brunsviga-Maschinenwerke, Grimme, Natalis & Co. A. G., Braunschweig.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0219
gefördert durch Baden-Württemberg

Labor.-Einrichtungen
MEDICIHAUS A.G.
Berlin NW 7, Karlstraße 31

Und richtig, wenn der Gefürchtete schließlich da war und sämtliche Spindschlösser begutachtet, über die Bettleisten gestrichen, den Kopf tief in den Ofen gesteckt hatte und zufällig nirgendwo etwas Belastendes gefunden hatte, dann ging er plötzlich mit traumwandlerischer Sicherheit auf die törichte Leiste zu, die vollkommen sinnlos hinter dem Ofen angebracht war, oder auf den scheinbar unerreichbar hohen Schrägbalken, stellte sich auf die Zehenspitzen, strich einmal leicht und höhnisch mit dem Zeigefinger an der Kante entlang und sagte, indem er dem armen Stubendienst das traurige Ergebnis unter die Nase hielt:

„Und was ist das hier? Staub! Ich denke, Sie haben sauber gemacht? Nennen Sie das sauber? Wegmachen, aber schleunigst! Ich komme nachher noch mal rein!"

Es ging der uralte Witz, man sollte doch schlicht und bündig, wenn der U. v. D. wieder mal erfolgreich über eine staubige Stelle gestrichen hätte, auf die Frage: „Und was ist das?", zur Antwort geben: „Ein dreckiger Finger, Herr Unteroffizier!"

Versucht hat das keiner, und es soll auch lieber zu keinem solchen Experiment geraten werden. Wohl aber pflegte Lehmann, der Berliner, bei solchen Gelegenheiten breit auszumalen, wie er eines Tages zu Hause zu seiner Mutter eine kleine überraschende Stichprobe machen würde. „Denn streich' ick mal so janz sachte oben über den Küchenschrank — so —, un denn sag' ick: Wat is 'n det hier? Wissense was das is? Staub is das, jawoll, Staub!!"

Allen Stubendiensten kann nur geraten werden, ihr schweres Los mit Würde und Humor zu tragen. Philosophen werden hierbei mit stiller Heiterkeit beobachten, wie blind der Zufall waltet. Wie eine aus Zeitmangel nicht mehr gereinigte Ecke für sauber durchgeht, während ausgerechnet auf der zweimal feucht abgeriebenen Leiste plötzlich wieder Staub liegt! Wir trösteten uns, wenn der Gewaltige endlich auf und davon war, mit dem zart hingehauchten Wörtchen Na-Sie-wissen-schon, oder schmierten uns rasch vorm Insbettgehen noch eine Stulle.

Denn wenn man Stubendienst gehabt hat, so stellt sich meistens nach all den Aufregungen nochmal Hunger ein. In diesem Zusammenhang gleich einiges über Verpflegung und Ernährung beim Kommiß, was vielleicht ebenfalls zur Beseitigung mancher Mißverständnisse über die Realitäten des Soldatenlebens beitragen wird.

„Noch einen Schlag, bitte!"

In einem Lied, das die „Asas" unseres Lehrganges zu singen pflegten, ausgerechnet nach der Melodie „Ihr Kinderlein, kommet", hieß es zwar:

„Zu Haus angekommen, das Mütterlein spricht:
Was habt ihr gegessen, gegessen beim Kommiß?

Gut rasiert-
DRP 609166
ROTBART MONDEXTRA
gut gelaunt!
ROTH-BÜCHNER G.M.B.H. BERLIN-TMP.
SCHUTZMARKE

Speckerbsen, Speckbohnen, blau'n Heinrich dazu!
Da kann man nur sagen: Reserve hat Ruh!
Ruhe, Ruhe, himmlische Ruh,
Parole ist Heimat, die Männer haben Ruh!"

Das schöne Deutsch dieses Liedes, die groteske Melodie sowie das darin ausgedrückte grenzenlose Ruhebedürfnis kommen auf das Konto der Sänger. Was aber den Speisezettel betrifft, so stellt er eine Geschichtsfälschung dar. Von solcher Eintönigkeit mag das Kasernenessen früher mal gewesen sein; heute ist es im allgemeinen sehr abwechslungsreich und erfreulich. Die Köche, mit weißen Mützen wie im feinsten Hotel, verstanden ihr Handwerk und enttäuschten uns selten.

Fortsetzung folgt

DAS Bücherbrett

Wehrpolitisches Denken

Am Beginn jeder Wehrhaftigkeit steht die Verpflichtung zum wehrpolitischen Denken, zu wehrpolitischer Eigenerziehung. Die Wehrhaftigkeit des Einzelnen darf nicht erst mit dem Zeitpunkt beginnen, in dem er in die Kaserne und den militärischen Unterricht eintritt, sondern Vorbereitung und Umstellung auf diese neue Gedanken- und Tatsachenwelt hat bereits vordem einzusetzen. Wenn im nachfolgenden auf drei Bücher hingewiesen wird, die dem Gedanken der Wehrerziehung dienen, so tritt zwar jedes einzelne aus einer anderen Richtung an das Problem heran, betont jedoch inhaltlich stets die engen Bindungen zwischen Volk und Wehrmacht.

Generalleutnant a. D. Horst von Metzsch weist in seinem Buch „Schlummernde Wehrkräfte" (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., 1935, 217 Seiten) dem Wehrgedanken neue soldatische Blickfelder. Es ist ein eigenwilliges Buch, glänzend in seiner Formulierung, getragen von dem weltweiten Wissen seines Verfassers. Aus dem pro und contra kultureller und völkischer Einzelkräfte von Philosophie, Technik, Schule und Kirche - um einige zu nennen - gelangt v. Metzsch immer wieder zu der Einheit von Wehrmacht, Kultur und Wirtschaft. Aus dem metaphysischen und irrationalen Raume stößt er durch einprägsame und auch kühne Bilder und Vergleiche zu dieser Synthese des neuen soldatischen Denkens vor. Es ist ein Buch, das jeden angeht, gleich, ob Mann oder Frau, ob Zivilist oder Soldat. Den Inhalt dieses Buches kann man nicht erzählen, man muß es lesen und man wird bis zur letzten Seite gefesselt sein von der Fülle der Gedanken. Es gehört in die Hand „aller Deutschen, die dem Dritten Reich aufrichtig und aufrecht dienen" wollen.

Während von Metzsch vom philosophischen her die Notwendigkeit der Wehrerziehung betont, stellt ein zweites Buch diese Frage in konkrete Beziehung zur Praxis und erläutert sie an Hand der Forderungen, die an die einzelnen soldatischen Disziplinen gestellt werden müssen. Unter dem Titel „Soldatendienst im neuen Reich" (Verlag Ullstein, Berlin 1935, 158 Seiten) bringt Major Dr. Kurt Hesse eine Aufsatzreihe, die in Inhalt und Tendenz auf die zukünftige junge Mannschaft des Heeres abgestimmt ist. Hesse rechnet mit Vorurteilen und falschen Anschauungen ab, setzt sich auseinander mit dem politischen und unpolitischen Soldatentum und zeigt das neue Ideal des Dienens und Führens, das alle die erreichen werden, die verstehen, daß Soldat sein heißt: Immer der höheren Idee der Gemeinschaft dienen!

Wir wissen, daß die große Aufgabe der Wehrerziehung zu allererst bei der Jugend beginnt. Der Kameradschaftsgedanke, die Einsatzbereitschaft und ein sportgestählter Körper, der Entbehrungen ertragen lernt, sind die Ziele der deutschen Jugendorganisation, des Elternhauses und der Schule. Wie sich die Wehrerziehung der deutschen Jugend vor und nach dem Weltkriege entwickelt hat, und welche Aufgaben zu erfüllen dem Sport vorbehalten sind, erläutert eine kleine Schrift von Otto Büllenweber und Fritz Pohl „Wehrerziehung" (Verlag Böhlaus Nachf., Weimar 1936, 38 Seiten), die von der ethischen Wehrbereitschaft des von Generalfeldmarschall von der Goltz im Jahre 1911 gegründeten Jungdeutschlandbundes bis zu den Forderungen unserer Tage die Entwicklung aufzeigt.

Schwere Brocken. Bücher für den Artilleristen

„Fahnen 1914-Tanks 1918" nennen die Verfasser B. Sander und O. Ramlow ihr Büchlein, das im Boggenreiter Verlag Potsdam, in der Reihe der „Zeltbücher" soeben erschienen ist und umschließen mit diesen beiden Worten die ganze ungeheure Entwicklung des Großen Krieges von der Bewegung des Einmarsches unter flatternden Fahnen bis zur Erstarrung der Fronten unter dem Wüten der Materialschlachten. Die erstaunlich absolute Klarheit, die geschichtliche Treue und die Vielzahl der historischen Skizzen gestalten ein in allen Teilen vollendetes Mosaik des Krieges zu Lande, zu Wasser und in der Luft.

Dieser an vielen technischen Überraschungen reiche Krieg erforderte ein schnelles Umstellen auf die neuen Kampfmittel. Zwei Wunder deutscher Kriegstechnik insbesondere verbreiteten beim Feind Schrecken und Entsetzen: Die 42cm Mörser - genannt die „Dicke Berta" - und die Parisgeschütze. Während die einen mit ihren 18 Zentner schweren Geschossen und ihrer Schußweite bis 14 Kilometer die zu damaliger Zeit modernsten belgischen und nordfranzösischen Festungsbauten mit ungeahnter Wucht zertrümmerten, werfen die Langrohre der Pariskanonen auf eine Entfernung von 130 Kilometer ihre Granaten in die Hauptstadt Frankreichs und erzielen große artilleristische und moralische Wirkung.

Der taktische Einsatz einer 42cm Mörser-Batterie, die Schwierigkeit der Stellungssuche und Tarnung für Batterie und Fahrzeugpark ist der Inhalt vieler Aufsätze, die von Oberleutnant a. D. Schindler unter dem Titel „Eine 42cm Mörser-Batterie im Weltkrieg" (Verlag Hans Hofmann, Breslau 1934, 134 Seiten) zusammengestellt wurden. Ganz besonders verdient das reichhaltige Bildmaterial hervorgehoben zu werden, daß dem Leser das Wirken und die Wirkung dieser schweren Geschütze eindrucksvoll vor Augen führt.

Die Artillerie ist die Verkörperung der Materialschlacht schlechthin. Ihre Geschichte und technische Entwicklung während des Krieges schildert aus dem Fronterlebnis heraus ein Offizier, der gegen Kriegsende Kommandeur der Armee-Fernkampfartillerie beim Oberkommando 7 - eben jener Wunder von Paris-Kanonen - war, der Major a. D. Anton Breitung in „Salve! Batterie-Feuer!" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 200 Seiten). Die lückenlose geschichtliche Betrachtung ist mit Stolz und Liebe für diese schwere Waffe geschrieben. Das Buch erzählt und unterrichtet zugleich. Darstellungen artilleristischer Praxis und Taktik wechseln ab mit spannenden Einzelerlebnissen und Schlachtenschilderungen, die Kunstmaler Oberleutnant d. L. a. D. Oskar Merté teilweise in Federzeichnungen festgehalten hat.

Dr. Erich Lorenz.

Begleiter für das Jahr 1937

Wie üblich ist auch in diesem Jahre eine große Anzahl von neuen Kalendern wieder erschienen. Wir haben unlängst schon auf den „Wehrmacht-Kalender" an dieser Stelle verwiesen und greifen nun aus der Fülle der Erscheinungen einige Kalender heraus, die man als getreue Begleiter für das neue Jahr empfehlen kann.

Da ist zunächst einmal der von Oberstleutnant a. D. Benary herausgegebene Kalender „Unsere Wehrmacht" (Hans Schwarz Verlag, Greiz), der vom Leben in der deutschen Wehrmacht Zeugnis ablegt. Der Kalender ist so eingerichtet, daß jedes Blatt für 14 Tage Gültigkeit hat und die einzelnen Bilder kann man wiederum ausschneiden und als Ansichtskarten versenden. Dieser Jahresbegleiter eignet sich hauptsächlich zum Vermerk von Gedenktagen.

Ebenfalls der Wehrmacht dient der „Jahrweiser für die deutsche Wehrmacht 1937", herausgegeben von W. v. Borstell, Hauptmann (E) im Reichskriegsministerium (erschienen im Wilhelm Limpert Verlag, Berlin). Der Reichskriegsminister hat diesem Jahrweiser ein Vorwort mit auf den Weg gegeben, in dem es heißt: „Es muß das stolze Ziel jedes Führers und Unterführers sein, täglich daran mitzuarbeiten, daß die Dienstzeit in der Wehrmacht unserer Jugend die Ueberzeugung und das Gefühl mit ins Leben gibt, in der härtesten, gerechtesten, saubersten, aber auch in der kameradschaftlichsten und fürsorglichsten Schule gedient zu haben." Diesem Geleitwort folgt auch die Ausgestaltung des Jahrweisers, der einen eindrucksvollen Querschnitt durch die Waffengattungen der deutschen Wehrmacht gibt und in geschicktem Bildschnitt einprägsame Bilder jeweils reproduziert.

Ausschließlich der Luftwaffe, der Luftfahrt und allem damit Zusammenhängendem gilt der „Deutsche Luftfahrt-Kalender 1937", herausgegeben vom Reichsluftsportführer (Verlag Wilh. Limpert, Berlin). Schöne Bilder von den Übungen der aktiven Fliegertruppe, das Interesse des deutschen Volkes, namentlich der Jugend, an der zivilen Luftfahrt, am Segelflug, wird nachdrücklichst betont und propagiert. Der Kalender ist ein vorzügliches Werbemittel für die deutsche Luftfahrt.

Einen besonderen Charakter trägt, schon nach außen durch seinen großen Umfang, der „Deutsche Werkkalender 1937", der von der Deutschen Arbeitsfront herausgegeben ist (Verlag der Deutschen Arbeitsfront G. m. b. H., Berlin). Für jeden Tag des Jahres ist ein Kalenderblatt gedacht. Aus allen Schichten, Formationen, Fabriken und Organisationen hat man hier Bilder veröffentlicht und gibt damit ein Bild von der Mannigfaltigkeit deutschen Lebens, insbesondere mit dem Blick auf die deutsche Arbeit. Eine Reihe von Bildern ist der deutschen Wehrmacht zugewandt und bringen die führenden Männer im Bild sowie auch die Truppen. Den Kopf der Seite nimmt ein Sinnspruch ein, während unter dem Bilde die Gedenktage vermerkt sind. Ein Jahresweiser ist das, der dem Sinn der Arbeit gerecht wird.

Erwähnenswert ist noch der „Sankt Georg Kalender" (Verlag Sankt Georg G. m. b. H., Berlin), der ausschließlich dem Pferdesport und der Pferdezucht zugedacht ist. Bilder aus der Natur, aus den Gestüten, vom Zivilreiten zum Sportreiten bis zur militärischen Reiterei wechseln in bunter Reihenfolge ab. Amüsant sind die lustigen Scherenschnitte.

Bleibt noch vom „Deutschen Theaterkalender 1937", zusammengestellt von Ludwig Brauner, zu berichten (Verlag Fachschaft Bühne in der Reichstheaterkammer, Berlin W 62). Gedenktage aus dem Theaterleben und alte Stiche sowie Gemälde und Fotos berühmter Schauspieler, berühmte Bühnenbilder oder Szenen wechseln in bunter Reihenfolge ab und spiegeln das Leben an der Bühne in einem historischen Guckkastenbild ab.

Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten 1937. Herausgegeben von Alexander Bredt, München. J. F. Lehmanns Verlag. Geb. 10 RM.

Vor wenigen Wochen starb der Schöpfer dieses einzigartigen Nachschlagewerkes, Korvettenkapitän z. D. Bruno Weyer. Er hat noch erleben dürfen, daß sein Buch in guten Händen einem neuen Aufstieg entgegengeht. Wenn man die erste, 1900 erschienene Ausgabe, neben die vom Jahr 1937 legt, dann kann man ermessen, was in einem langen Menschenalter aus der damals anderen Waffe (heute der zweiten Waffe) wurde: es ist in diesem Buch wie in keinem anderen eingefangen. Nicht nur jeder Marineoffizier in Deutschland wartet mit der größten Spannung auf den Weyer, das wäre noch verständlich, nein in allen Marinen der ganzen Welt, in Skandinavien und auf dem Balkan, in Amerika, ja selbst in England und Frankreich, die im Brassey, Jane und Balincourt auch gute Marine-Tabellenwerke besitzen, wird der Weyer allen anderen vorangestellt. Die Liebe, mit der an diesem Buch geschafft wird, ist aber auch beispiellos. Unermüdlich werden neue kleine Signaturen erdacht, um die Schiffe in knappster Formel vorstellen, immer wieder ist an den Skizzen neue Darstellungskunst versucht worden, um die Schlagkraft und Abwehr einer solchen schwimmenden Festung mit einem Blick erfassen zu können. Auf diesem Wege ist der neue Weyer wieder einen Schritt weiter als der Vorgänger von 1936. Fast sind schon 900 Skizzen und Fotos erreicht worden, auf die Schattenrisse, die früher für den Kommandanten zum „Ausmachen" des begegnenden Schiffes fast unerläßlich schienen, hat man ganz verzichtet, der Schiffbau hat die Marinen aller Länder heute im Aussehen weit auseinander geführt, wie ein paar Blicke in den Weyer schnell beweisen. Das Tabellenmaterial, die Flottenverteilungspläne, die Abschnitte über Marinepolitik sind musterhaft. Nur ein paar Zahlen, die nicht im Weyer stehen und doch im Weyer gewonnen wurden: es gibt heute auf der Welt fast 700 Unterseeboote, in ihnen tun rund 30 000 Seeleute Dienst! Weit zurück liegt der Washingtonvertrag, auf allen Helgen der Seemächte zusammen liegt rund 20 Großschlachtschiffe im Bau oder werden vorbereitet, die Zahl der auf Werften wachsenden Kreuzer, Flottillenführer und Zerstörer geht in die Hunderte. Sie alle kennen zu lernen, im Bau zu verfolgen und die Flotten der Seemächte richtig beurteilen zu können, ist nur an Hand des „Weyer" möglich. Es gibt kein Kriegsschiff, das er nicht kennt, aber auch keins, in dessen Kartenraum hinter der Brücke nicht der Weyer liegt, um täglich in die Hand genommen zu werden.

Hartmuth Merleker

Gegen Zahnstein
Solvolith
die Zahnpasta mit natürlichem KARLSBADER SPRUDELSALZ
Normaltube 50 Pfg.
Doppeltube 80 Pfg.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0220
gefördert durch
Baden-Württemberg

3 × kurz gelacht – (ha-ha-ha!)

HA-HA-HA

Manöver bei einer ausländischen Macht. Über das Manöverfeld brausen unabsehbare Luftgeschwader. Sagt der kommandierende General zum Adjutanten: „Davon 12 000 Stück – und wir sind unangreifbar." Flüstert der Nächststehende dem Nachbar ins Ohr: „Haste gehört, der Alte will abrüsten!"

*

Es war zur Zeit als die „Knickerbocker" aufkamen. Fritzchen sitzt in der Straßenbahn und betrachtet diesen neuen Modeartikel sehr interessiert am gegenübersitzenden Herrn. Fragt Fritzchen den Vati: „Warum hat der Onkel solche Hosen an?" Sagt ihm Vati was ins Ohr. Nach einer kleinen Weile kräht Fritzchen los: „Vati, was is'n das, 'n Fatzke?"

*

Exzellenz bemerkt in seinem Regiment einen Mann, der überaus groß und kräftig gebaut ist. Er tritt zu ihm heran und fragt ihn, ob er schon verheiratet sei.

„Jawohl! Exzellenz", antwortet der Mann.

„Haben Sie auch schon Kinder?", will Exzellenz weiter wissen.

„Jawohl, eins!" antwortet der Brave.

„Wie?" fragt Exzellenz, – „so ein kräftiger Mann und nur ein Kind?"

Darauf antwortet der Mann, errötend: „Exzellenz, wir sind erst vier Monate verheiratet!"

*

Feldwebel Henze von der dritten Kompanie will alles genau wissen:

„Warum müßt ihr vor einem militärischen Leichenzug Front machen?" Schweigen. Plötzlich meldet sich Schütze Krawuttke:

„Da kennte womöchlich eener von de direkten Vorgesetzten drin liegen!"

Zeichnung: Sahmel

„Nach der Heimat möcht' ich ziehen, meine Knie sind schon da!"

Aus Schottland. Bei einem Regiment der Schottischen Kavallerie beobachtet eines Tages ein Vorgesetzter, wie ein Mann zwar hoch zu Roß, doch verkehrt aufsitzend durch die Straßen reitet. Er fragt, warum er gerade so – den Kopf nach hinten – reiten müsse; darauf antwortet der: „Mein Pferd hat einen Penny verschluckt und jetzt muß ich aufpassen!"

In der Instruktionsstunde wird den Rekruten die Uniformierung der Wehrmacht klargemacht. Zum soundsovielten Male werden die Bekleidungsstücke der Sanitäts- und Veterinär-Offiziere genau beschrieben, aber trotz allem bereiten die Antworten große Schwierigkeiten.

Da tritt plötzlich der Feldwebel mit einer Frage hinzu:

„Was ist denn nun eigentlich ein Veterinär?"

Tiefes Schweigen, äußerste Gedankenarbeit. Endlich meldet sich einer strahlend:

„Veterinär sind die, wo schon 66 und 70/71 mitgemacht haben!"

*

Federmann erhält seine Steuererklärung vom Finanzamt mit Vermerk zurück: Ihr Einkommen ist zu niedrig. – Schreibt Federmann darauf: Mir auch!

*

Die neuen Schüler hatten zum ersten Male Unterricht in Kurzschrift. Der Lehrer ging an die Tafel und schrieb Buchstaben und Wörter in Kurzschrift darauf. Er erklärte an Hand von Beispielen die Einfachheit der Kurzschrift gegenüber der üblichen Schrift. Als der Lehrer mit der Erklärung fertig war, beorderte er einen Schüler, einen Ostfriesen, an die Tafel, der die Schriftzeichen nach Vorgang des Lehrers schreiben sollte. Gespannt beobachteten Lehrer und Schüler die Bewegungen des Ostfriesen an der Tafel. Der Mann wischte mehrmals das Geschriebene aus und begann von neuem. Nach einiger Zeit drehte er sich um, hielt den Lappen in der linken und die Kreide in der rechten Hand und sagte: „Herr Oberlehrer, das haut nicht hin, darf ich nicht lieber ein Pferd malen?"

HA-HA-HA

Ha Ha

ich habe mir schicken lassen: **„Das Buch zum Totlachen"**, die besten und schlechtesten Witze, tolle Geschichten, wirkungsvolle Deklamationen und Couplets nach bekannten Melodien. Außerdem **originelle Späße, Anekdoten z. Nacherzählen, lustiger Zeitvertreib.** Dazu 1 Schachtel Niespulver und Juckpulver, 10 Knalleinlagen für Zigaretten, 1 Katzenstimme, 1 Monokel, 1 spring. Frosch u. 3 andere Scherzartikel. Diese mit den 2 Büchern zusammen nur M. 2.75 portofr. Nachn. M. 3.10

Buchversand Gutenberg
Dresden-Ha 371

Inserieren bringt Gewinn

Rottler
„Zum Schwabenwirt"
Berlin W 30 · Motzstraße 31
Gepflegte deutsche Gaststätte

Weinstuben HUTH
POTSDAMERSTR 139

Restaurant Pauquet
„Zum Schwarzen Ferkel"
Dorotheenstraße 31
Die historische Gaststätte der Innenstadt

ROXY
Die Sport-Bar Berlins
Joachimsthaler Straße 26

Die Original **Bauernschänke** in Berlin
zum **Groben Gottlieb**
Jägerstraße 66 Telefon: A 2 4261

Troika
Am Wittenbergplatz Kleiststraße 21
Das russische Restaurant
BALALAIKA-MUSIK

1 Kanne Kaffee
2 Stück Kuchen
10 Attraktionen
4 Uhr Tanztee
alles zusammen
Nur 1.— Mk.
bei freiem Eintritt
4 Kapellen — 2350 Plätze
atlantis
BEHRENSTRASSE 53-54

Großer Kurfürst
Inhaber Hans Dörre
AN DER POTSDAMER BRÜCKE

HAUS VATERLAND
Im **JANUAR**
Ernst Reinhardt
konferiert und zeichnet das Programm
Annelise von Gösseln
Solotänzerin
3 Rialmas
Akrobatischer Spring-Akt
Nova und Eveline
Spielereien m. Hund u. Krähe
Will Glahe u. s. Künstler
Bühnenschau
Ernst Reinhardt
Humorist an der Staffelei
Borry-Trio
Russische Tänze
3 Delhis
Orientalischer Luftakt
BETRIEB KEMPINSKI

Nach dem Dienst

können Sie sich, wie schon viele andere Ihrer Kameraden die allgemeinwissenschaftlichen Kenntnisse aneignen, die zum Bestehen der Unteroffizier- und Offizierprüfung gefordert werden, wenn Sie den Selbstunterricht Rustin benutzen. Vorbereitung auch auf Obersekundareife und Abitur nach allen Schularten, sowie zu späteren Zivilberufen: kaufmännischen, musikwissenschaftlich. (Musikmeister usw.), landwirtschaftl., technischen (Elektrotechnik, Maschinenbau, Flugzeugbau, Baufach, Handwerk usw.) u. zur Beamtenlaufbahn.
Auskunft, Studienprogramme und Rustin-Zeitschrift (mit Erfolgsberichten) kostenlos!
Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam-Mor 121

1½ kg Kaffee
nur
feine Sorten 6.65
spesenfrei Nachn.
Vertreter gesucht.
R. & H. Gildemeister
Bremen W
Georgstraße 47—48

Berufs-Bücher
sowie Bücher all. Art.
136 seit. Katal. gratis.
Urano-Verlag 575
Frankfurt a. M. 1

.....und abends in die
femina

das Ballhaus Berlins
Ecke Tauentzienstr.
Nürnbergerstr. 50

Zum 4-Uhr-Tanztee u. abends
Bernhard Ette mit seinen 21 Solisten
und das weitere Programm

Bronchitiker!
Begeisterte Dankschreiben von Patienten
zahlreiche schriftl. Anerkennungen von Ärzten bestätigen die Wirkung der **Dr. Boether-Tabletten.** Bewährt bei Bronchialkatarrh, quälendem Husten mit Auswurf, hartnäckiger Verschleimung, Asthma, selbst in alten Fällen. Unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Enthält 7 erprobte Wirkstoffe. Stark schleimlösend, auswurffördernd. Reinigt, beruhigt und kräftigt die angegriffenen Gewebe. In Apoth. ℳ 1.43 und 3.50. Interessante Broschüre mit Dankschreiben u. **Probe gratis.**
Schreiben Sie an Dr. Boether GmbH. München 16/ S 99

Die Dienststellung des
Musikinspizienten
beim Stabe der Korpsführung ist neu zu besetzen. Persönlichkeiten mit reicher Erfahrung auf dem Gebiete der Militärmusik, liederfreudig und schöpferisch im neuen Geist, werden auf diese verantwortungsreiche, aber dankbare Aufgabe hingewiesen. Die Dienststellung entspricht der eines Abteilungschefs beim Stabe. Die Bewerber müssen in der Lage sein, das Werk des Aufbaus der Musikzüge soldatisch und musikalisch erfolgreich fortzuführen.
Bewerber, die bereits in der Bewegung oder in der Wehrmacht erfolgreich tätig waren, erhalten den Vorzug.
Lebenslauf, Lichtbild und Zeugnisabschriften sind zu richten an
NSKK.-Korpsführung
München, Brienner Straße 41

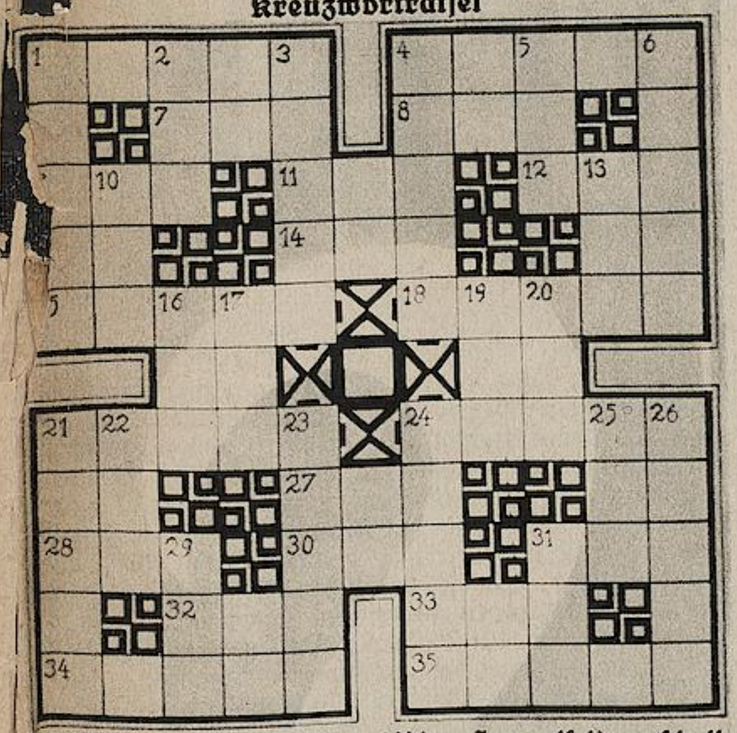
RESL
TANZ bei Licht- und Wasserspielen
Tischtelefon
Rohrpost
BLUMENSTR. 10

Verlag „Die Wehrmacht" GmbH. Fernruf für Geschäftsleitung und Schriftleitung A 6 3918

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0221
gefördert durch Baden-Württemberg

Hier wird der Geist geschliffen

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Preußischer Generalfeldmarschall, Helfer Scharnhorsts, 4. Wahrzeichen, Feldzeichen, 7. Gestalt aus Wagners „Meistersingern", 8. Gedicht, 9. Börsenausdruck, 11. Nebenfluß der Drau, 12. Meßwerkzeug für die Fahrgeschwindigkeit von Schiffen, 14. Scherz, Spaß, 15. Berg im Böhmer Wald, 18. Weinort an der Mosel, 21. Stoßwaffe, 24. Militärstreife, 27. altertümlicher Männername, 28. Bergweide, 30. abgekürzter Männername, 31. Erdart, 32. orientalischer Männername, 33. Lebensbund, 34. Erdteil, 35. Verwandter.

Senkrecht: 1. Badeort im Thüringer Wald, 2. japanische Münze, englische Schreibweise, 3. belgische Festungsstadt, 4. Heugabel, 5. nordische Göttin, 6. Prinz von Savoyen, österreichischer Feldherr und Staatsmann, 10. Zeitmesser, 13. nordischer Männername, 16. Gutschein, 17. Mineral, 19. Abkürzung für eine brasilianische Stadt, 20. Fluß in Rußland, 21. asiatische Hauptstadt, 22. Bezeichnung für die Schöpfung, 23. norddeutsche Stadt, 24. Shakespearesche Gestalt, 25. Musikstück, 26. preußischer Generaloberst, 1914 Führer der 3. Armee, 29. Monat, 31. Getränk.

Rösselsprung

ich	höh'n	ver	hun	be	al	geht	fahrt	auf
ste	dert	ha	ler	mir	sah	hen	ge	se
doch	chow	der	viel	se	und	ha	mei	bens
völ	hen	g	sturm	be	mor	le	wie	ber
von	ü	sel	deut		te	söhn	ich	nes
für	ker	ba	viel	mar	sche	srie	und	sche
salt	sen	ber	wald	se	ler	leb	sah	art
ras	frem	und	mir	er	men	schen	deut	sen
sel	geht	sen	der	al	die	klas	schen	men

Fest-Bericht

Unsere Silvesterfeier
War recht „I" und gar nicht teuer:
„S" wurd' manche frohe Stunde,
„Kl" haben Gläser in der Runde,
„Schw" hat der Fritz ganz wunderbar
Die Rede auf das Neue Jahr!

Verwunderlich

Ich seh' bei Stock, Stuhl, Spatzen stehn,
Was beim Geschütz ich auch gesehn.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ban – be – by – dat – dee – e – e – ei – ein – ga – gies – gung – i – i – i – i – kett – kus – law – lei – losch – nar – ne – no – pos – re – rei – riff – se – se – se – sen – she – ta – tel – witz – wrac – zis sind 14 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben, von oben nach unten, und deren letzte Buchstaben, in umgekehrter Richtung gelesen, einen Sinnspruch von Shakespeare ergeben, dem wir eine weihnachtliche Deutung geben wollen.

1. Tropenfrucht . . . . . _____
2. Mädchenname . . . . . _____
3. Dummheit . . . . . _____
4. Vorstadt von Dresden . . _____
5. altgriechischer Dichter . . _____
6. Schriftstück . . . . . _____
7. festliche Veranstaltung . . _____
8. Dichtungsart . . . . . _____
9. Einfall, Gedanke . . . . . _____
10. englischer Richter . . . . _____
11. Zusammenkunft . . . . . _____
12. Industrieunternehmen . _____
13. Stadt in Polen . . . . . _____
14. Zwiebelgewächs . . . . . _____

Auflösungen aus Nummer 5

Silbenrätsel: Wo Verstand befiehlt, ist der Gehorsam leicht. (Fontane). 1. Wesendonk, 2. Ortssinn, 3. Vaduz, 4. Edelmut, 5. Korschach, 6. Sage, 7. Treffer, 8. Anhalt, 9. Niobe, 10. Derfflinger, 11. Beseler, 12. Eva, 13. Familie, 14. Iller, 15. Ebene, 16. Heinrich, 17. Locke, 18. Teheran, 19. Iltis.

Schachaufgabe: 1. Th4–h8 droht 2. Th8xg8 3. Tg8–a8 matt. 1. . . . Sg5–h7 2. c2–c3 Sg8 zieht 3. Th8–a8 matt oder 2. . . . Sh7 zieht 3. Th8–h2 matt. 1. . . . Sg5–f7 2. Th8–h2 3. c2–c3 matt. 1. . . . Sg5–e4 2. d3xe4 Sg8 zieht 3. Th8–a8 matt.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Park, 4. Gurt, 8. Artillerie, 11. A. G., 12. Moor, 13. Orb, 14. None, 16. Lat, 17. Abo, 18. Kalk, 20. Iau, 22. Hemd, 23. Heliopolis, 24. Enns, 25. Nase. Senkrecht: 1. Paar, 2. Argonauten, 3. Kimono, 4. Ger, 5. Ur, 6. Richtkreis, 7. Tell, 9. Lore, 10. Lob, 15. Ob, 16. Laudon, 18. Kamp, 19. Lohe, 20. Leo, 21. Rose, 22. His.

Ein schönes Haus- u. Straßenkleid für 4.45

Dieses Kleid ist aus einer guten, strapazierfähigen Stoffqualität, in mod Karomusterung hergestellt und zeichnet sich durch sorgfältige Näharbeit und besonders schöne Paßform aus. Lieferbar in Größe 42—48.

Lassen Sie sich bitte dieses hübsche Kleid unter Nr. 563 kommen oder verlangen Sie **völlig kostenlos** unseren reichhaltigen Webwaren-Katalog

Garantie: Umtausch oder Geld zurück!

Textil-Manufaktur Haagen
Wilhelm Schöpflin
Haagen 263 (Baden)

Bären-Stiefel A.G.
Altes arisches Unternehmen

Reitstiefel
Dienststiefel
Zugstiefel

Jagd- und Sportstiefel
Am Lager sind über 50 Modelle fertiger Reitstiefel
Verlangen Sie Preisliste DW über Schaft-, Reit-, Jagd- und Arbeitsstiefel
Berlin SW 19, Leipziger Str. 54
am Spittelmarkt Telefon A 6 Merkur 1754

STETTIN
Trier
Die Schuhecke am Paradeplatz
im früheren Lindner Haus
Qualitätsschuhe

Waschechte Namenszettel
f. Wehrmacht u. Arbeitsdienst auf Leinen gedruckt lief. pro Dtz. f. 10 Pf. **Buchdruckerei Christ. Müller, Coburg,** Gerbergasse 2

TH. GRUBER
25 1909
Fabrik für Gummilösungen
Langhansstraße 58 / E 6, 0566
Spezial-Kautschuklösungen f. sämtliche Industriezweige

QUALITÄT und Präzision

Diese beiden Eigenschaften führten IDEAL und ERIKA zur Weltgeltung.

A.G. VORM. SEIDEL & NAUMANN · DRESDEN

Ferngläser
für Reise-Sport-Jagd-Theater
JOSEF RODENSTOCK
NACHF. OPTIKER AUGUST WOLFF GMBH.
Leipziger Str. 101-102 · Friedrichstr. 59-60 · Grunewaldstr. 56
Joachimsthaler Str. 44 · Rosenthaler Str. 45 · Neanderstr. 23

C·POSE
LEDER-Erzeugnisse für WEHR-AUSRÜSTUNGEN
Reichsheer · Polizei · Feuerwehr
Kolonialtruppen · Wehr- und Jugendverbände
BERLIN O 34
BOXHAGENER STRASSE 16
Stammhaus seit 90 Jahren

Die Aufsatzreihe
aus der Berliner Börsen-Zeitung
Leistungswirtschaft – Wehrwirtschaft
von Dr. H. H. von Schneidewind
ist als Sonderdruck erschienen und umfaßt 68 Seiten im Format von 15,5×23 cm. Die Broschüre kostet im Einzelbezug RM. 1.– zuzüglich Versandspesen. Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle der
Berliner Börsen-Zeitung
Berlin W 8, Kronenstraße 37

Sonnengebräunt! Jetzt ohne Sonne!
Jeden Tag frisches, sonnengebräuntes und schönes Aussehen; reine und zarte Haut durch die weiße Vitalis-Creme. Keine Farbe, kein Puder und keine Schminke. Völlig unschädlich. Sichtbare Wirkung innerhalb ½ Stunde. Wo nicht erhältlich, erfolgt gegen Einsendung von RM. 2,50 abzügl. Zahlkarten-Gebühr auf Postscheck-Konto Berlin 72048 portofreie Zusendung. (Nachnahme RM. 2,70). Bei Nichtgefallen Geld zurück. Aufklärende Druckschrift „Ein schönes Gesicht" kostenfrei. Rukirol-Gesellschaft, Berlin-Lichterfelde, Postfach 356.

Anzeigen
in der illustrierten Zeitschrift „Die Wehrmacht" haben
Erfolg

Prismen-Feldstecher
f. Heer, Marine, Luftfahrt
Bis 5 Markengläser
1 Woche zur Probe!
Teilzahlung — Tausch
Kostenlos erhalten Sie Beratung, Katalog. Druckschrift „Mehr sehen, mehr erleben"
Gelegenh.-Liste von
OPTIK-GELLER
GIESSEN 20

Feiner Bremer
KAFFEE
3 Sorten z. Probe!
1½ kg 5,90 / 1½ kg 6,25 / 1½ kg 6,55 Nachn. frei Haus
Schnelder & Müller
Bremen 69 e
Wiederverkf. Sonderliste

Wenn Sie einen guten
Marken-
Füllhalter
in kleinen Raten
haben wollen, fordern Sie Katalog:
Schwarz & Wähner
Füllhaltergesellschaft
Hamburg 11 . Sloman aus W.

Tanz
im Selbstunterricht mit 170 Bildern

Sie lernen bequem u. sicher **zu Hause** alle alten u. neuen Tänze: **der gute alte Walzer (auch linksherum), Polka, Rheinländer, Menuett, Figurentänze usw.,** ferner **Foxtrott, Slowfox, Tango, Steptänze, Engl. Waltz, Boston, usw. Jeder Schritt genau abgebildet u. erklärt. – Dazu „Die Kunst zu plaudern u. gewandt zu unterhalten",** die Sie befähigt, **Eingang** in jede Gesellschaft zu finden. Bestellen Sie die Auflage **1937: „Der flotte, redegewandte Tänzer"** RM. 3,85 portofrei (Nachn. RM. 4,15)
Buchversand Gutenberg
Dresden-U 371

Berlin SW 19
Qual.-Dekorationen
Abzeichen — Fahnen
Max Küst
nur Niederwallstr. 32

Für 29.-
Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf-Rücktrittbremse. Original Stricker mit Außenlötung, komplett RM. 36.–.
Katalog über Fahrräder u. Lampen frei
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 311

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0222
gefördert durch Baden-Württemberg

LIGNOSE

Sprengstoffe

Sprengmittel aller Art

Trinitrotoluol

roh, rein und kristallisiert
für jeden Verwendungszweck

*

Jagdpatronen / Einhandpistolen

LIGNOSE SPRENGSTOFFWERKE G.M.B.H.
BERLIN NW 40 MOLTKESTR. 1

Vierzehn Tage FILM

Polnische Episode

Dieser „Ritt in die Freiheit", über dessen historischen Hintergrund wir an anderer Stelle dieses Heftes berichten, ist ein echter Soldatenfilm. Nicht nur, weil wirkliche Soldaten, die 5. Polnischen Ulanen, mit ihrem bewundernswerten Pferdematerial dabei mitgewirkt haben, sondern auch weil der Konflikt, um den es geht, ganz im soldatischen Erlebniskreis verankert bleibt. Man hatte den Mut, vom happy end abzurücken und die Frauen aus dem Spiel zu lassen, wenn es ernst wird. Die Größe der Wirkung belohnt diesen Mut. Sie geht aus von dem entschlossenen Opfertod, den ein polnischer Rittmeister während des Aufstandes von 1830 für seine Kameraden stirbt und mit dem er ein anfängliches verhängnisvolles Zögern wieder gut macht. Wenn am Schluß, in das versteinerte Antlitz des Toten hineinkopiert, die befreiten Schwadronen, eine fliegende Wolke von Reitern und Pferden und wirbelndem Staub, über die weite Ebene am Narew dahinbrausen, dann wird überzeugend klar, daß es auch am Ende eines Films Größeres geben kann als ein glücklich vereinigtes Paar, und daß der mit dem Tode besiegelten Kameradschaftstreue ein nicht geringerer Lebensaufschwung innewohnt. Willy Birgel, herb, schwermütig, verhalten, und Viktor Staal, gerade und einfach, sind die beiden befreundeten Rittmeister, die die Handlung tragen: Soldaten, die sich vor ihren lebensechten Schwadronen sehen lassen können. Unter Karl Hartls großzügiger Spielleitung, mit Günther Rittaus und Otto Baeckers hervorragender Photographie und Wolfgang Zellers dramatisch gesteigerter Musik: ein Reiterfilm, aus wahrhaft ritterlichem Geiste geboren.

Zwei Städte – zwei Katastrophen

Der Film hat vor dem Theater voraus, daß er nicht an individuelle Konflikte gebunden bleibt, daß er das Leben in seiner ganzen Breite entrollen und gestalten kann. In zwei neuen Werken nützt er diesen Vorzug mit Gewinn. Er stellt hier jedesmal eine ganze Stadt und ihr Schicksal in den Mittelpunkt des Geschehens. In beiden Fällen wird die Stadt von einer Katastrophe heimgesucht.

In Carl Antons „Weiße Sklaven" ist es die moralische Katastrophe der bolschewistischen Revolution, der Aufstand der Unterwelt mit allen satanischen Scheußlichkeiten und Zügellosigkeiten des Terrors, durch den sie herrscht. Mit realistischer Unerbittlichkeit gezeigt am Beispiel eines russischen Kriegshafens am Schwarzen Meer. Hier wird aufwühlende Anschauung, was heute täglich die Berichte aus dem bolschewisierten Teile Spaniens melden. Anton jagt eine überwältigende Fülle von Ereignissen über die Leinwand. Er verfügt überlegen über den Reichtum und die vielfältige Verflechtung der Schicksale, die der Film braucht. Es ist nicht alles klar motiviert, aber das Tempo, der Sturm dieser Bilder reißt mit. Man findet keine Zeit, Fragen zu stellen. Eine große Zahl scharf und treffend gezeichneter bolschewistischer Typen, von denen vor allem Werner Hinz, Hans Stiebner und Karl Meixner zu nennen sind, bleiben unauslöschlich im Gedächtnis haften.

In „San Franzisko", dem als der beste amerikanische Film des Jahres 1936 ausgezeichneten Meisterwerk des Spielleiters W. S. van Dyke, ist es eine Katastrophe der Natur, die über die Stadt hereinbricht. Es ist das furchtbare Erdbeben vom 16. April 1906, das zusammen mit den in seinem Gefolge auftretenden Feuersbrünsten San Franzisko fast völlig zerstörte. Dieses Erdbeben mit seinen einstürzenden Häusern und Wolkenkratzern, mit seinen plötzlich aufklaffenden Erdrissen, mit allen Schreckensszenen dieser Nacht, mit den verzweifelnden, schreienden, einander suchenden, in den Wahnsinn getriebenen Menschen in den Schuttplätzen gleichenden Straßenzügen, und zuletzt den zukunftsgläubigen Rückmarsch der Menge in die vom Feuer befreite Stadt mit der verheißungsvollen Überblendung von der unabsehbaren Trümmerstätte zu dem neu und in einem besseren Geiste erstandenen San Franzisko der Gegenwart – das alles macht dieser Film in Bilderreihen von unerhörter Wucht und Größe zum Erlebnis. Clark Gable, als Varietébesitzer ein Kerl, der Pulver im Blut hat, vertritt den bösen, selbstsüchtigen, sittenlosen Geist des alten, Spencer Tracy als Geistlicher mit einer überlegenen Menschlichkeit den guten, gemeinschaftsbewußten Geist des neuen Frisko. Zwischen ihnen darf Jeanette Mac Donald, gleich bezaubernd als Sängerin wie als Schauspielerin, den rechten Weg gehen, der sie zuletzt an die Seite jenes prachtvollen, nun durch Leid geläuterten und zu seinem guten Kern bekehrten Teufelskerls führt. Schicksal und Wandlung der Stadt spiegeln sich so im Individuellen. Dort wie hier wird die gleiche durchschlagende Kraft und Dynamik der Gestaltung erreicht.

Spannung und Heiterkeit

„Die Frau des Anderen": Der Titel plaudert schon die ganze Handlung aus. Spielt in einem Milieu zwischen Diplomatie und Großindustrie. Willy Eichberger gefällt durch seine junge, straffe Männlichkeit, Trude Marlen durch ihre wandlungsreiche Anmut. (Unter der Spielleitung von Herbert Selpin.)

„Der Hund von Baskerville": Carl Lamac bannt hier die berühmteste Sherlock-Holmes-Geschichte Conan Doyles noch einmal auf die Leinwand. War schon als Stummfilm da. Doch heute kann man den Geisterhund über das nächtliche Moor heulen hören. Stark in der Atmosphäre, die den Zuschauer das Gruseln lehren will. Schauspielerisch auf achtbarer Höhe: Bruno Güttner, Friedrich Kayßler, Fritz Odemar, Fritz Rasp und Erich Ponto.

„Ein Mädel vom Ballett": Ein lustiger Ausflug in das Berlin der Vorkriegszeit mit Pferdeomnibus, haushohen Stehkragen, wagenradgroßen Damenhüten, ersten Flugversuchen und vielen alten Schlagern, die man gerne wieder hört. Anny Ondra und Rudolf Platte, unter Führung von Carl Lamac, erquicken durch drastische Komik.

„Susanne im Bade": Das Gemälde eines Malers, um das es Sturm in der Kleinstadt gibt, weil man eine brave Bürgerstochter als Aktmodell verdächtigt. Harmlos vergnügt, ein Bad in guter Laune. Verdienst des Spielleiters Jürgen v. Alten (mit Manja Behrens, Erika v. Thellmann, Ursula Herking, Hans Schlenck und Hans Brausewetter).

Frank Maraun

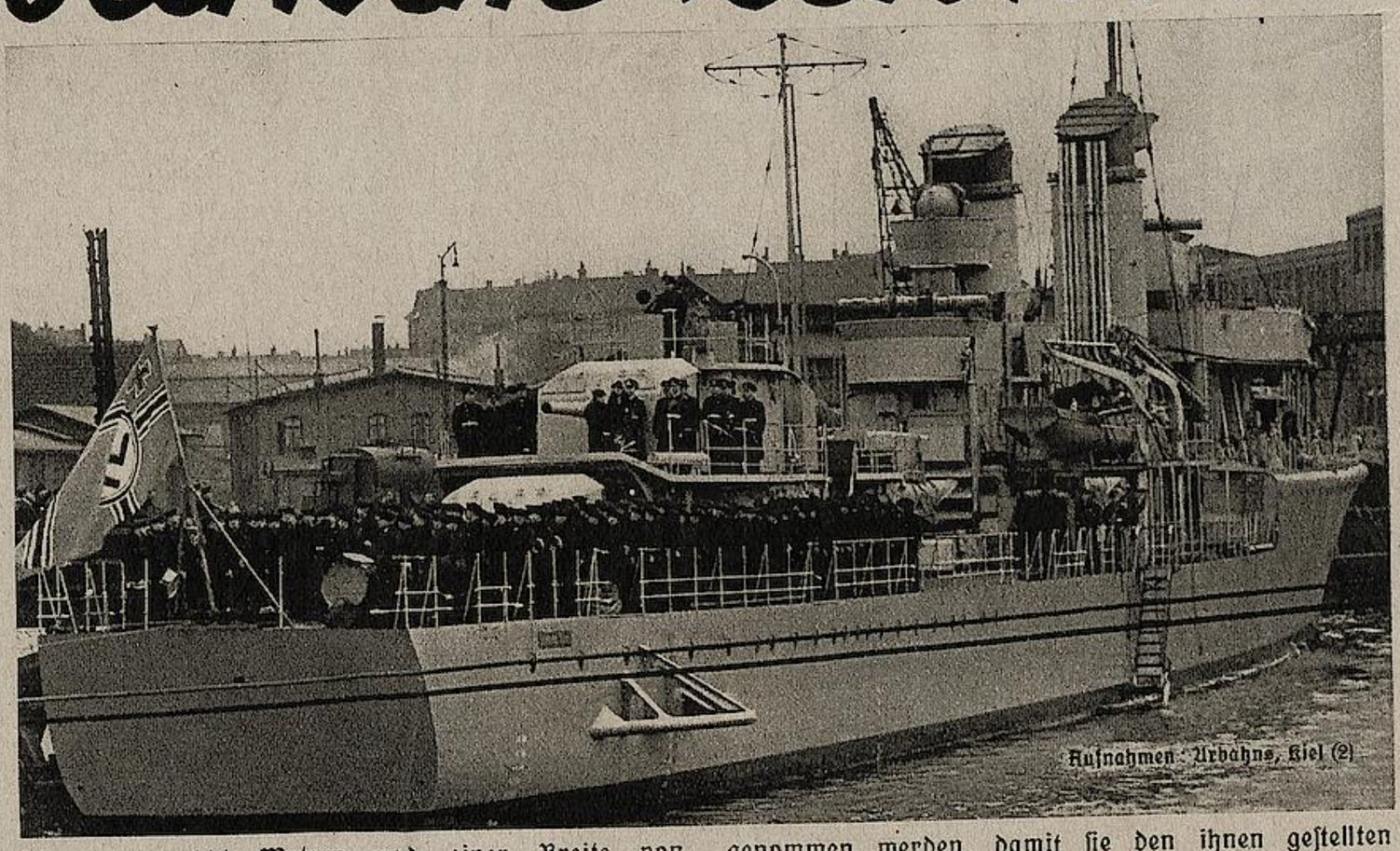
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0223
gefördert durch
Baden-Württemberg

NEUE Deutsche Zerstörer

Nicht ohne Stolz blickte man vor einer Reihe von Jahren, als Deutschland noch unter dem Druck eines sinnigen Friedensdiktates stand, auf die neuen Torpedoboote, die ersten Kriegsschiffneubauten seit dem Kriege. Zwölf an der Zahl, waren sie in den Jahren 1924 bis 1926 auf der Marinewerft Wilhelmshaven erstanden. Das Ausland nannte sie Zerstörer, trotz ihres geringen Deplacements von 800 Tonnen, ihrer schwachen Bewaffnung von drei 10,5-Zentimeter-Geschützen, ihrer nicht allzu großen Geschwindigkeit und ihrem naturgemäß nur geringen Fahrbereich. Man nannte sie auch deshalb Zerstörer, weil fast überall das Torpedoboot verschwunden war und dem Zerstörer von fast der doppelten Größe unserer neuen Torpedoboote Platz gemacht hatte. In Frankreich entstanden zu der gleichen Zeit Überzerstörer von fast 3000 Tonnen Wasserverdrängung, denen man den unverfänglichen Namen „Flottillenführer" beilegte, Fahrzeuge von der Größe der deutschen Vorkriegskreuzer und mit 45 Seemeilen Geschwindigkeit (fast 80 Stundenkilometer!) die schnellsten Schiffe der Welt. — Bei den übrigen großen Seemächten hatte man ebenfalls den Bau von Torpedobooten ganz aufgegeben und baute überall Zerstörer mit einem durchschnittlichen Deplacement von 1500 Tonnen, einer sehr starken Artillerie und großen Geschwindigkeit, neben einem — ihrer operativen Verwendung entsprechenden — Fahrbereich.

So war für die deutsche Kriegsmarine viel Versäumtes nachzuholen. Aber erst nach Wiedererringung unserer Wehrhoheit und nach Abschluß des deutsch-englischen Flottenabkommens konnten wir wieder an den Bau von Zerstörern herangehen. Bei den beiden großen Kieler Werften, den Deutschen Werken A.-G. und der Kruppschen Germaniawerft, bei Blohm & Voß, Hamburg, und der Deschimag, Bremen, wurden 1935 insgesamt 16 Zerstörer auf Stapel gelegt mit den Bezeichnungen „Z. 1" bis „Z. 16", von denen „Z. 1" am 14. Januar in Kiel in Dienst gestellt wurde. Der Zerstörer trägt den Namen „Leberecht Maaß" zum Andenken an den Konteradmiral Maaß, der am 28. August 1914 als erster deutscher Admiral an Bord seines Flaggschiffes „Köln" im Kampf gegen die Engländer den Heldentod starb.

Diese Zerstörer tragen neben ihrer Torpedoarmierung von acht Tripelrohren (53,3-Zentimeter-Torpedos) fünf 12,7-Zentimeter-Geschütze und eine noch nicht festliegende Flakarmierung. Bei einer Länge von 114 Metern und einer Breite von 11,3 Metern verdrängen sie 1625 Tonnen. Die Besatzung besteht aus 252 Mann. „Z. 1" wird als Führerboot des „F. d. T." (Führer der Torpedoboote, zur Zeit Kapitän zur See Kummetz) an Stelle des Torpedobootes „Leopard" treten. Aus den später in Dienst zu stellenden Zerstörern werden die erste und dritte Zerstörerdivision gebildet werden.



Aufnahmen: Urbahns, Kiel (2)

Inzwischen ist bei den Zerstörerneubauten der übrigen Seemächte das Deplacement weiter gestiegen, bei den neuesten polnischen Zerstörern auf 2000 Tonnen, bei den britischen und amerikanischen auf 1850 Tonnen, bei den französischen auf 1772 Tonnen. Auch bei der neuen Serie der deutschen Zerstörer „Z. 17" bis „Z. 22" mußte eine geringe Steigerung des Deplacements vorgenommen werden, damit sie den ihnen gestellten militärischen Aufgaben gerecht werden können. Ihre Verdrängung wird 1811 Tonnen betragen. Diese sechs Boote befinden sich ebenfalls in Bau.

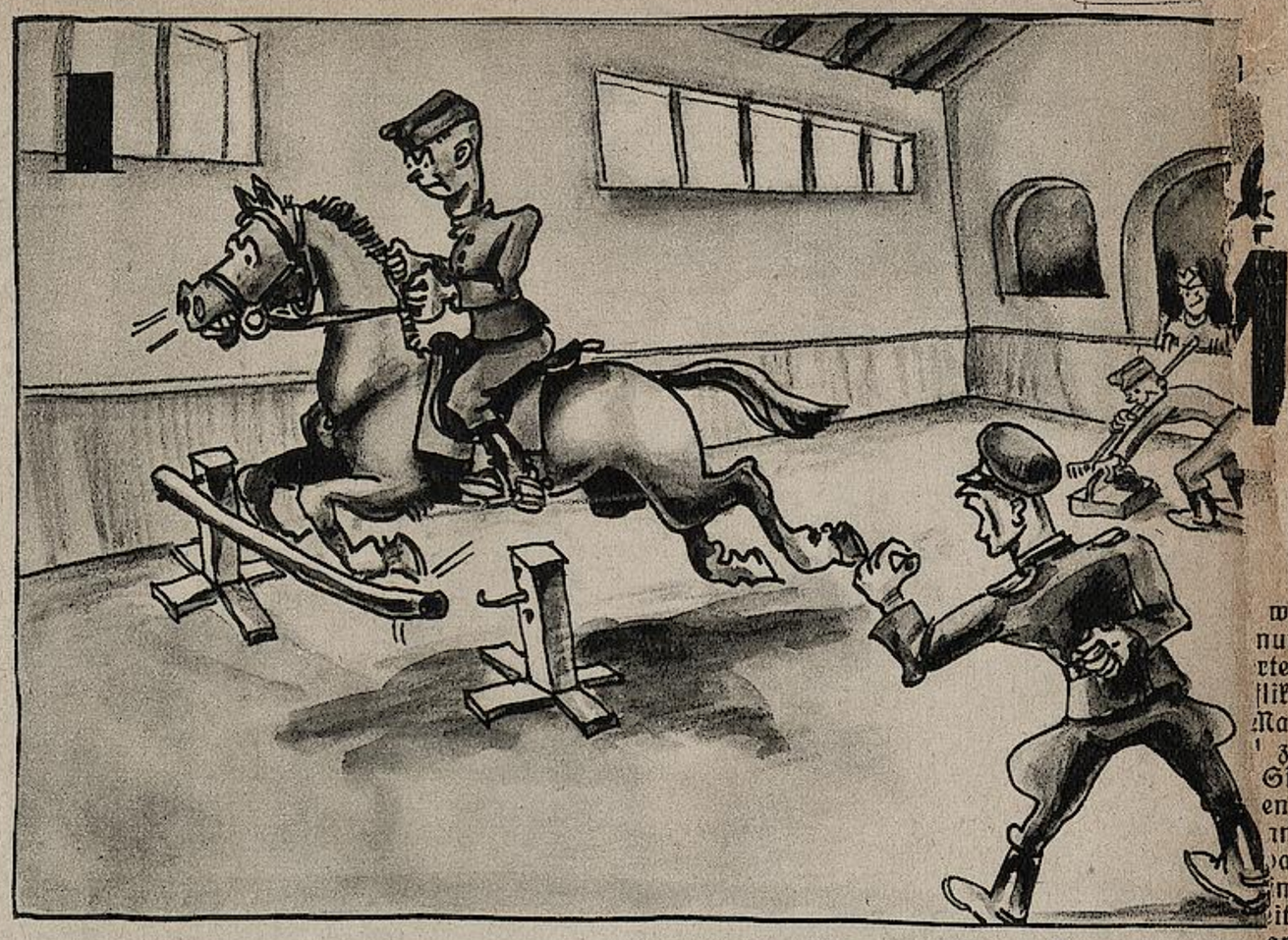
Nach ihrer Fertigstellung wird die deutsche Kriegsmarine über 22 moderne Zerstörer verfügen. Wenn man mit dieser Zahl die entsprechenden Zahlen der übrigen großen Seemächte vergleicht, die bei Frankreich 73, bei England 194, bei Italien 71 und bei den Vereinigten Staaten 250 betragen, so zeigt dieser Vergleich mit eindringlicher Deutlichkeit, daß sich das deutsche Flottenbauprogramm innerhalb der bescheidenen Grenzen hält, die das deutsch-englische Flottenabkommen und der deutsche Friedenswille gezogen haben.

Korvettenkapitän (E) Mohr

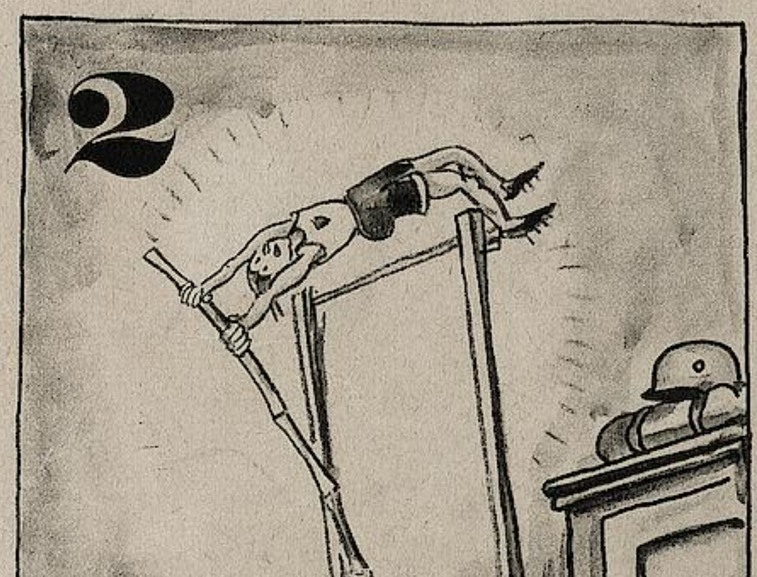
Hauptschriftleiter: Dr. Richard Jügler, Berlin-Steglitz. Stellvertreter des Hauptschriftleiters und für den Inhalt verantwortlich: Bernd E. H. Overhues, Berlin-Westend. Graphische Gestaltung: Dassel, Berlin-Wilmersdorf. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans-Joachim von Killisch-Horn, Berlin W 30. Verlag: „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37, Fernruf: A 6 (Merkur) 3918-19, Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Satzherstellung: Berliner Börsen-Zeitung, Druckerei und Verlag GmbH., Berlin W 8; Kupfertiefdruck: Otto Elsner K.-G., Berlin S 42. Erscheinungsweise: Monatlich zweimal (am ersten und dritten Freitag jeden Monats). Einzelpreis 25 Rpf. Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. Postbezugspreis: Monatlich 50 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Anzeigenberechnung und Rabatt nach Tarif. Z. Zt. ist Preisliste Nr. 2 gültig. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Anzeigenschluß am Mittwoch der Vorwoche des Erscheinungstages. Bei Betriebsstörungen usw. können irgendwelche Ersatzansprüche nicht geltend gemacht werden. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr. D.-A. IV. 1936: 147 332. Auflage dieser Ausgabe: 210 000. Bezieher im Ausland bitten wir, die Zeitschrift bei ihrem zuständigen Postamt zu bestellen.
Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Die Vertriebsstelle Ludwig Zernegg, Wien 6, Theobaldgasse 19.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0224
gefördert durch Baden-Württemberg

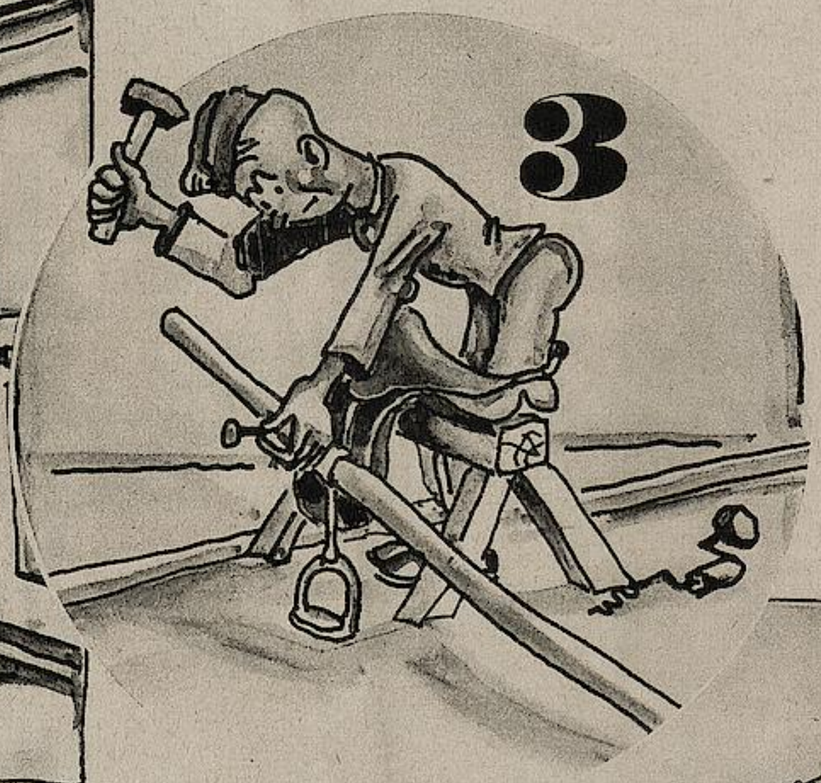
Training zum Reitturnier



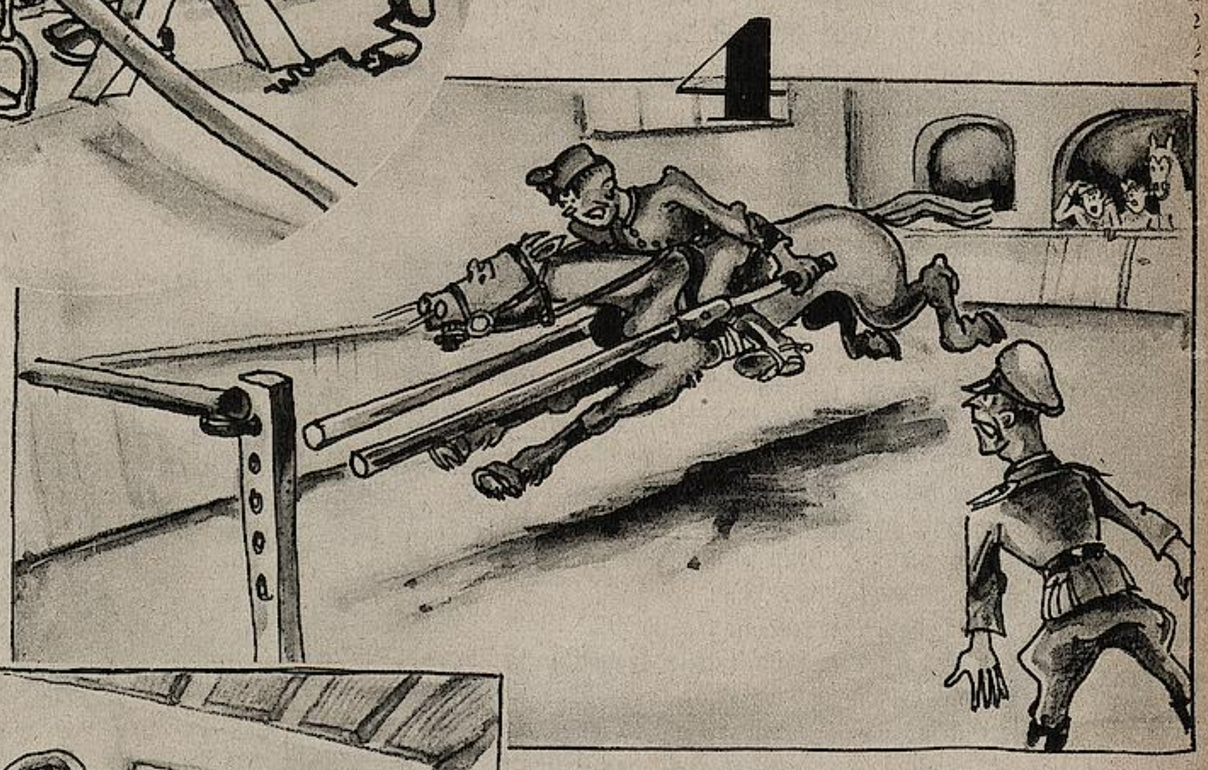
Unteroffizier: „Sie werden doch mit dem Schaukelpf
das kleine Hindernis, ohne zu werfen, nehmen können



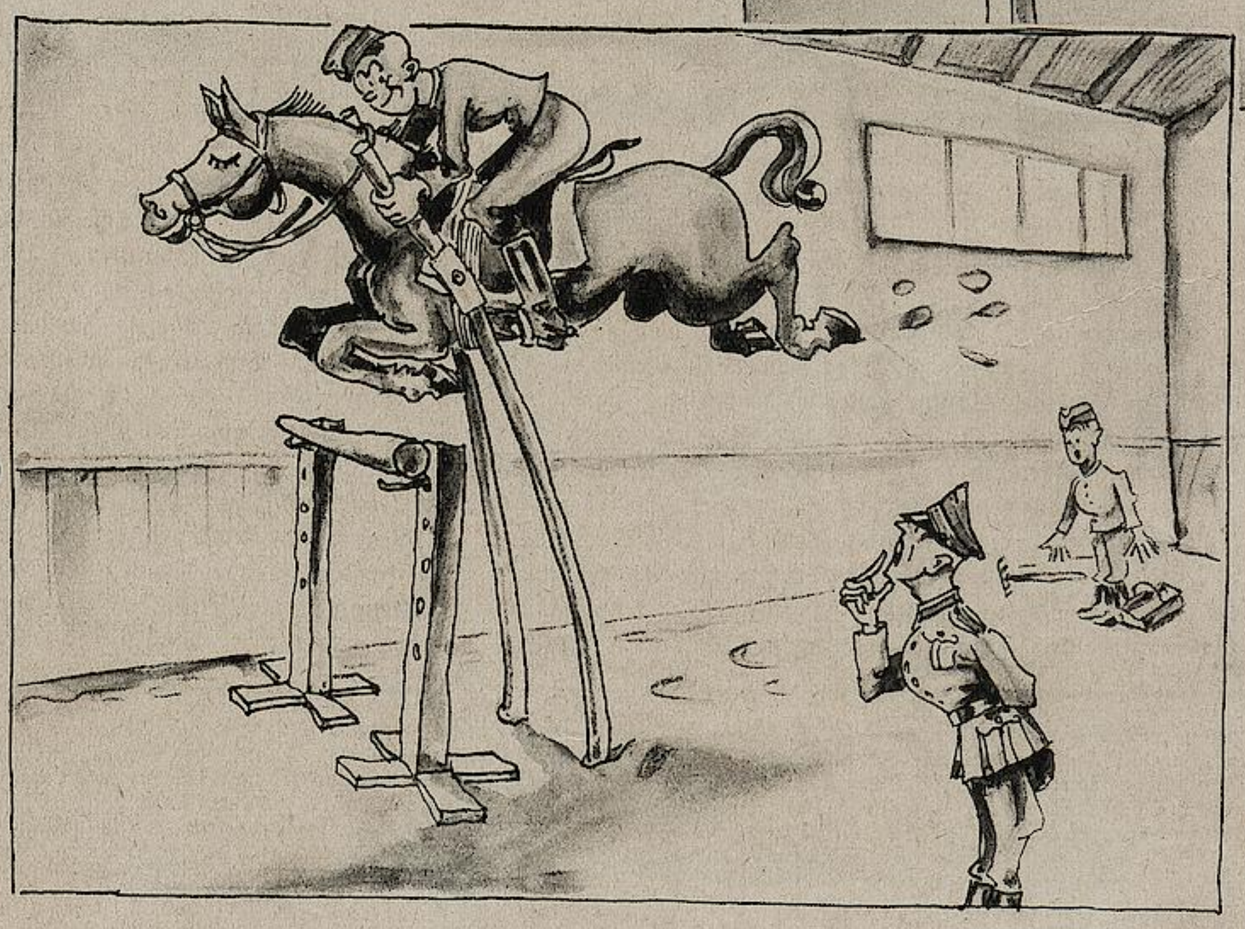
Erleuchtung im Traum



Geträumt – Getan



Scharfes Anreiten (mit eingelegten „Lanzen") und – –



Geschafft! –
„Haben Herr Unteroffizier keine höheren Hindernisse??"

Zeichnungen: Hauptmann Hohenester, Füssen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0225
gefördert durch Baden-Württemberg